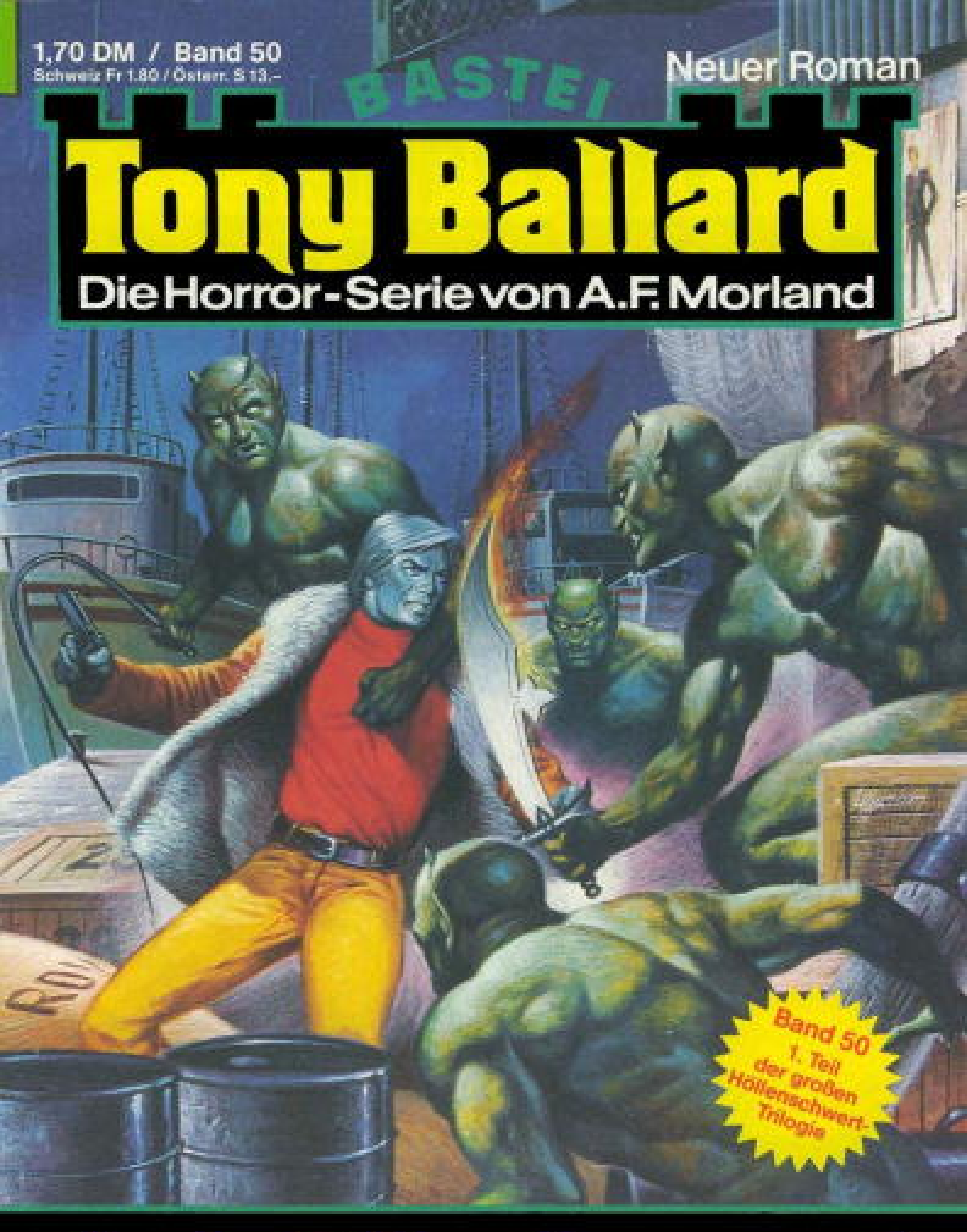


Als der Silberdämon starb



Als der Silberdämon starb

Tony Ballard Nr. 50

Teil 1/3

von A.F.Morland

erschienen am 17.08.1984

Als der Silberdämon starb

Der Abend war feucht und nebelig. Es war Frühling, aber die Jahreszeit zeigte sich von ihrer unfreundlichsten Seite.

Ich tippte auf die Bremse und ließ den Wagen ausrollen. Da stand ich nun, vor dem kleinen alten Friedhof im Norden der Stadt, und mir war ehrlich gesagt nicht ganz geheuer, denn der Anruf, der mich hierher geholt hatte, konnte eine Falle sein.

Die Friedhofsmauer sah brüchig aus. An vielen Stellen war der Verputz abgeblättert, und graurote Ziegel kamen zum Vorschein. Ich öffnete die Fahrzeugtür – und spürte sofort die drohende Aura des Bösen…

Mißtrauisch ließ ich meinen Blick schweifen, ehe ich den weißen Peugeot verließ. Meine Hand glitt in die Jacke; ich prüfte den Sitz meines Colt Diamondback, der in der Schulterhalfter steckte. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Was erwartete mich hier?

Der Mann am Telefon hatte sich Fred Dawson genannt. »Ich… ich brauche Ihre Hilfe, Mr. Ballard«, hatte er aufgeregt hervorgestoßen.

»Jemand wie Sie muß sich dieser unheimlichen Sache annehmen.«

»Jemand wie ich?«

»Sie sind doch Privatdetektiv für… Horrorfälle, oder bin ich da falsch informiert?«

»Von wem haben Sie das?« wollte ich wissen.

»Ach, ich hab's um sieben Ecken herum erfahren, wenn Sie so wollen. Das sollte im Moment nicht wichtig sein. Sie müssen sich sofort in Ihren Wagen setzen und zum St. Barnaby Cemetery kommen. Wissen Sie, wo das ist?«

»Nein. Zum Glück kenne ich nicht jeden Friedhof in dieser Stadt«, gab ich zur Antwort.

Fred Dawson beschrieb mir den Weg von Paddington dorthin.

»Und was erwartet mich da?« erkundigte ich mich.

»Erst mal ich«, sagte Dawson.

»Und was sonst noch?«

»Auf diesem Friedhof spukt es, Mr. Ballard, und es wird etwas Furchtbares passieren, wenn Sie es nicht verhindern.« Der Mann regte sich während des Sprechens so auf, daß seine Stimme immer lauter wurde, und er brachte alles durcheinander.

Als er etwas von der Rückkehr eines Toten stammelte, war ich alarmiert und sagte mein Kommen zu.

Und nun befand ich mich hier. Fred Dawson schien aber nicht gekommen zu sein. War ich einem idiotischen Streich aufgesessen?

Auch das war nicht auszuschließen.

Wenn ich schon mal hier war, wollte ich mich auch umsehen. Vielleicht war Dawson durch irgendeinen Grund am Kommen verhindert. Sein Telefonat konnte bemerkt worden sein.

In diesem Fall wußten möglicherweise auch andere, daß ich zugesagt hatte, hier zu erscheinen. Sollte es sie geben… wo lagen sie auf der Lauer?

Hier gleich hinter der Friedhofsmauer? Oder zwischen hohen Grabsteinen, finsteren Büschen – oder hinter düsteren Grüften?

Ich näherte mich dem Friedhofstor und schaute zwischen den Gitterstäben hindurch auf den Totenacker. Nebelschwaden fanden sich auf den Gräbern zu einem gespenstischen Reigen.

Der Ruf eines Käuzchens gellte unheimlich durch die Dunkelheit.

Das junge, hellgrüne Laub eines hohen Strauches raschelte leise. Es

hörte sich wie das Wispern meines Schutzengels an, der mir riet, umzukehren, den Friedhof auf keinen Fall zu betreten, doch er hätte mich besser kennen sollen.

Ich mache keine halben Sachen, und ich wollte wissen, was hier gespielt wurde. Meine Finger legten sich um die dicken Gitterstäbe des Friedhofstores.

Ein leichter Druck genügte, das Tor gab nach und öffnete sich einen Spaltbreit. Während es sich bewegte, ächzte es leise. Meine Spannung wuchs. Ich rief mir Dawsons Worte in Erinnerung und zog in Erwägung, daß den Mann der Mut verlassen hatte.

Vielleicht hatte er Angst vor der eigenen Courage bekommen und sich möglicherweise gedacht, es würde auch genügen, wenn sich Tony Ballard allein auf dem St. Barnaby Cemetery umsah.

Nun, ich war im Begriff, ihm diesen Gefallen zu erweisen, und hoffte, daß ich nicht umsonst hierher gekommen war. Meine knapp bemessene Freizeit ist für mich etwas Kostbares, das ich nicht gern vergeude.

Als ich meinen Fuß in den Friedhof setzen wollte, legte sich eine Hand auf meine Schulter. Meine Kopfhaut spannte sich, ich riß den Revolver aus dem Leder und fuhr herum. Meine Schnelligkeit verblüffte den Mann, dem ich den Lauf meiner Waffe in den Bauch rammte.

»Uff!« machte er und starrte mich groß an.

Er war häßlich wie die Nacht, hatte ein fliehendes Kinn, wulstige Lippen, buschige Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammengewachsen waren, und seine Ohren standen so weit ab, daß er sie fast zum Segeln verwenden konnte.

»Ich bin Fred Dawson!« beeilte er sich heiser zu sagen.

»Ich mag es nicht, wenn sich jemand von hinten an mich heranschleicht.«

»Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe.«

»Sie brachten sich damit unnütz in Gefahr!« sagte ich und steckte meinen Revolver weg.

Dawson atmete erleichtert auf. Er grinste verlegen. »Mann, sind Sie schnell.«

»Denken Sie, sonst würde ich noch leben?«

»Ich habe mich verspätet.«

»Ist mir aufgefallen. Erzählen Sie mir noch mal, was hier läuft. Sie sprachen von der möglichen Rückkehr eines Toten.«

»Damit hab' ich Ihr Interesse geweckt, wie?«

»War es etwa nur ein Vorwand, um mich hierherzulocken?« fragte ich scharf.

Dawson hob abwehrend die Hände. »Himmel, nein! So etwas würde ich mir nie erlauben. Ich habe große Achtung vor Ihnen, Mr. Ballard.

Sie müssen ein äußerst mutiger Mann sein.«

»Sparen Sie sich Ihre Komplimente und kommen Sie zur Sache, Mr. Dawson.«

Der Häßliche ließ seine Zunge über die wulstigen Lippen huschen.

Er war so groß wie ich, breitschultrig und bestimmt kräftig. Aber er hatte Angst, das sah ich an seinen Augen. Nervös stach sein Blick in den Nebel.

»Auf diesem Friedhof geht es nicht mit rechten Dingen zu, Mr. Ballard«, sagte er gepreßt. »Meine Stammkneipe ist nicht weit von hier. Als ich vorgestern abend nach Hause ging, war mir, als würde ich ein giftgrünes Licht auf dem Friedhof leuchten sehen. Ich hatte ein paar Gläser über den Durst getrunken, und da hab' ich die Sache nicht so recht geglaubt. Sie wissen ja… wenn man blau ist …«

Fred Dawson leckte sich wieder die Lippen. Sie glänzten unansehnlich feucht. Er erzählte von einem Freund, der Geburtstag gefeiert und sich das einiges hatte kosten lassen.

»Er wäre stinkbeleidigt gewesen, wenn ich ihm einen Korb gegeben hätte«, sagte der Häßliche.

»Na schön, Sie hatten was über den Durst getrunken, um Ihrem Freund einen Gefallen zu tun, und auf dem Heimweg glaubten Sie dann ein grünes Licht zu sehen. Und weiter?«

»Na ja… ich blieb stehen und habe versucht, Genaueres zu erkennen.«

»Und haben Sie Genaueres erkannt?« seufzte ich.

»Nein, Mr. Ballard. Mir kam nur so vor, als würde dieses Licht aus einem der Gräber kommen. Verrückt, was?« Er hustete und spuckte aus. »Dann hab' ich mir gedacht: Fred, hab' ich mir gedacht, du bist ja total besoffen. Du siehst Gespenster. Tja, und dann bin ich nach Hause gegangen. Aber die Sache ließ mir keine Ruhe.«

Dawson kratzte sich den Hinterkopf und rümpfte die Nase. »Ein Mann wie Sie glaubt doch an Geister und Dämonen?« sagte er nach einer Weile.

»Das Wissen um die Existenz solcher Wesen ist die Basis meines Jobs«, erwiderte ich. »Es ist lange her, daß ich zum großen Heer der Zweifler gehörte.«

Ja, es hatte tatsächlich eine Zeit gegeben, da wollte auch ich mich nicht damit abfinden, daß es Geister und Dämonen gibt. Man erzählte mir zwar von einem Ahnen, der den Beruf des Henkers ausgeübt und sieben Hexen auf dem Galgenbaum aufgeknüpft hatte; man sprach auch davon, daß die Hexen Rache geschworen hätten und alle hundert Jahre über unser Dorf herfielen, wobei unter ihren Opfern immer ein Ballard war – aber das alles war mir lange Zeit zu unglaublich erschienen.

Bis… ja, bis die sieben Hexen tatsächlich wieder auftauchten und mir

das Leben nehmen wollten. Seit damals weiß ich nur allzu genau, daß an den Geschichten über Geister und Dämonen sehr wohl etwas dran sein kann.

»Es gibt unheimliche, gefährliche Zauberer unter uns«, sagte Fred Dawson mit gedämpfter Stimme. »Sie arbeiten im Verborgenen, und keiner weiß, wer und was sie wirklich sind.«

»Woher haben Sie das?« fragte ich.

»Es kursieren so Gerüchte in meiner Stammkneipe. Niemand sagt was, das Hand und Fuß hat. Jeder macht nur so gewisse Andeutungen…«

»Und was meinen Sie?« fragte ich. Dem Kerl mußte man wirklich jede Information einzeln aus der Nase ziehen.

»Ich glaube, daß hier in der Gegend ein Zauberer sein Unwesen treibt. Ich weiß nicht, wo er wohnt und was er so alles anstellt, aber es heißt, daß er Schüler hat, denen er Zaubersprüche und so'n Zeugs beibringt.«

»Wie heißt der Mann?« fragte ich.

»Keine Ahnung.«

»Und Sie nehmen an, daß er für die unheimlichen Dinge verantwortlich ist, die Sie auf diesem Friedhof gesehen haben.«

»Davon bin ich überzeugt, Mr. Ballard. Der dicke Hund kommt aber noch! Vor kurzem kam nämlich ein gewisser Peter Redgrave bei einem Autounfall ums Leben!«

»Leider sterben auf den Straßen dieser Welt täglich viel zu viele Menschen«, sagte ich. »Was ist das Besondere am Tod von Peter Redgrave?«

»Er soll ein heimlicher Schüler des Zauberers gewesen sein. Angeblich sogar sein Lieblingsschüler! Na, dämmert's Ihnen?«

»Ich glaube ja. Der Zauberer möchte auf seinen Lieblingsschüler nicht verzichten und versucht, Peter Redgrave aus dem Totenreich zurückzuholen.«

»Ich erzählte Ihnen von diesem Licht, Mr. Ballard. Tags darauf bin ich auf den Friedhof gegangen und habe versucht, die Stelle zu finden, wo es so giftgrün geleuchtet hatte. Was glauben Sie, wessen Grab ich dabei entdeckt habe?«

»Redgraves.«

»He – stimmt genau!«

»War nicht schwer zu erraten.«

»In der nächsten Nacht legte ich mich stocknüchtern auf die Lauer, und da sah ich dieses komische Licht wieder. Mir war auch, als würde ich eine unheimliche Stimme hören. Konnte aber nichts verstehen.«

»Haben Sie einen Mann beim Grab gesehen?«

»Nein, in dieser Nacht nicht, aber in der nächsten, also gestern. Ich sah ihn nur ganz kurz. Lautlos, fast wie ein Schatten, huschte er durch

den Nebel und plötzlich war er verschwunden.«
»Versuchten Sie ihm zu folgen?«
Dawson schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Ballard, soviel Mut hab' ich nun auch wieder nicht.«
»Sahen Sie wenigstens das Gesicht des Mannes?«
»Leider nein.«
»Mit anderen Worten, er könnte Ihnen morgen in Ihrer Stammkneipe gegenübertreten, und Sie würden ihn nicht erkennen.«
»So ist es«, bestätigte Fred Dawson. »Kurz nachdem er weg war, leuchtete wieder dieses giftgrüne Licht.«
»Peter Redgrave liegt noch in seinem Grab?« erkundigte ich mich.
»Heute vormittag hab' ich mir den Erdhügel genau angesehen. Ich glaube, Redgrave liegt noch drin.«
Mein Blick versuchte die gespenstische Nebelwand zu durchdringen. »Wo befindet sich das Grab?«
»Ich führe Sie hin.«
»Woher nehmen Sie auf einmal den Mut dazu?« fragte ich.
»Mir war nur allein nicht geheuer, aber mit Ihnen hält sich meine Furcht in erträglichen Grenzen.«
»Okay, Mr. Dawson, dann kommen Sie.«
Wir betraten den finsteren Totenacker, und mir kam vor, als ob es hier etwas kühler als draußen wäre, doch das bildete ich mir sicherlich nur ein.
Der Friedhof war eine unheimliche Kulisse für unseren kleinen Spaziergang. Ich blickte mich immer wieder um, damit uns niemand überraschen konnte.
Ein klein wenig behielt ich auch Fred Dawson im Auge, denn ich kannte den Mann nicht. Es war durchaus möglich, daß er ein Spiel mit gezinkten Karten spielte.
Es war gesünder, ihm zu mißtrauen, als ihm allzu großes Vertrauen entgegenzubringen. Man wird mit der Zeit sehr vorsichtig. Die Erfahrung zwingt einen geradezu dazu. Oft schon hatten meine Gegner mich zu täuschen versucht.
Wir näherten uns einer kleinen, düsteren Kapelle, deren spitzer Glockenturm schlank zum schwarzen Himmel emporragte. Rechts davon sah ich die Aufbahrungshalle, deren große Holztore jetzt geschlossen waren.
Knapp vor dieser stillen, dunklen Halle schwenkte Fred Dawson links ab. »Hier geht's lang, Mr. Ballard.«
Ich folgte dem Mann und hätte viel darum gegeben, wenn es mir gelungen wäre, den geisterhaften Nebel zu durchdringen. Als Dawson neben mir zusammenzuckte, ballte ich meine Hände blitzschnell zu Fäusten und glaubte einen Moment lang, der Mann wolle mich angreifen.

Doch Dawson verzog das Gesicht, zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und humpelte die nächsten fünf, sechs Schritte. Er war gegen einen Stein getreten.

Ich entspannte mich und versuchte, dem Mann ein bißchen mehr Vertrauen entgegenzubringen. Leider war es mir noch nicht möglich, mit absoluter Sicherheit herauszufinden, auf wessen Seite Fred Dawson stand.

»Stopp!« entfuhr es ihm urplötzlich.

Er nagelte mich damit auf der Stelle fest.

»Da!« flüsterte mein Begleiter und streckte die Hand aus. »Das Licht, Mr. Ballard. Da ist es wieder. Sehen Sie es?«

Ich hätte blind sein müssen, um es nicht zu sehen. Giftgrün färbte es den Nebel über Peter Redgraves Grab!

***

Der Mann hatte vor wenigen Augenblicken den dunklen Friedhof betreten. Es gab einen unscheinbaren Nebeneingang, durch den er auf den finsteren Gottesacker gelangt war.

Er paßte mit seiner Kleidung nicht so recht ins zwanzigste Jahrhundert, war groß und schlank, und ein langer schwarzer Umhang umwehte ihn, während er zielstrebig an den Gräbern vorbeieilte.

Sein Name war Angelo d'Alessandro. Angelo… Engel – Ja, er fühlte sich als Engel … Als schwarzer Engel! Es hatte sehr lange gedauert, bis die schwarze Macht ihn akzeptierte.

Jahrzehntelang hatte er auf sein großes Ziel hingearbeitet, hatte Reisen in ferne Länder unternommen und sich auf allen fünf Erdteilen mit Männern getroffen, die ihn in der Zauberei unterwiesen.

Aber es genügte ihm nicht, seine Mitmenschen mit irgendwelchen Kunststücken zu verblüffen. Er wollte mehr erreichen. Er wollte mit seinem Wissen der schwarzen Macht dienen, denn er wußte, daß sie ihm das eines Tages reich lohnen würde.

Und er schaffte es, wurde von den Mächten der Finsternis zum schwarzen Priester geweiht. Seither verbreitete er ihre Lehren. Einer seiner begabtesten Schüler war Peter Redgrave gewesen.

Er hatte nicht verhindern können, daß ihm der Tod diesen Lieblingsschüler entriß, aber als schwarzer Priester hatte er die Macht, Redgrave von den Toten zurückzuholen.

Natürlich hatte Angelo d'Alessandro nicht die Kraft, Redgrave mit einem einzigen Machtwort auferstehen zu lassen, aber er kannte wirksame Formeln und Zaubersprüche, die den Schüler aus dem Totenreich zurückholen würden.

Lautlos huschte der schwarze Priester durch den Nebel. Er wähnte sich allein auf dem Gottesacker, und das war ihm mehr als recht. Bei

Tag bekamen die Toten Besuch von ihren Freunden und Hinterbliebenen. Am Tag hätte der Zauberer so gut wie keine Wirkung erzielt.

Deshalb kam Angelo d’Alessandro immer erst hinterher, wenn es dunkel war, denn im Schutz der Finsternis konnten seine schwarzen Beschwörungen besser wirken.

An der Bretterhütte des Friedhofsgärtners vorbei, erreichte der schwarze Priester wenig später das Grab seines Schülers. Angelo d’Alessandro fühlte, daß er mit seinem heutigen Versuch Erfolg haben würde.

Er hatte bereits gestern gespürt, daß Peter Redgrave nahe daran war, sich zu erheben.

»Von nun an wirst du nicht nur mein bester Schüler, sondern auch mein gefährlichstes Werkzeug sein«, knurrte der schwarze Priester.

»Du wirst mir blind gehorchen, und niemand wird dich töten können. Wie auch – du bist ja schon tot.«

Angelo d’Alessandro warf den Umhang mit einer raschen Bewegung über die rechte Schulter zurück, griff in die Tasche seines schwarzen Gewandes und holte eine gläserne Phiole heraus.

Er bückte sich und drückte das Glasröhrchen in das lockere Erdreich des frischen Grabes. Dann hob er die Hände und sprach einen kurzen Satz.

Patschend zerplatzte das Glasröhrchen, und die Flüssigkeit, die sich darin befand, sickerte zu Peter Redgrave hinunter. Sie würde einen Weg in den verschlossenen Sarg finden und den Toten auf geheimnisvolle Weise stärken.

Dämpfe stiegen zwischen den Erdkrumen hoch, verbanden sich über dem Grab und wurden zu einem giftgrünen Schein, von dem Angelo d’Alessandros schmales Gesicht geisterhaft beleuchtet wurde.

Ein böses Lächeln umspielte die Lippen des unheimlichen Zauberers. Er fühlte, daß der große Moment nahe war. Langsam senkten sich seine Lider, und er begann zu sprechen.

Monoton kamen die Worte über seine Lippen. Er verflocht schwarze Gebete mit magischen Beschwörungsformeln und zeichnete mit den Händen dämonische Symbole in die Luft.

Damit versuchte er die Totenstarre aufzuheben und die Gesetze von Leben und Tod zu durchbrechen. Was tot ist, muß tot bleiben, so steht es geschrieben; erst am Jüngsten Tag kann es sich wieder erheben.

Doch so lange wollte Angelo d’Alessandro nicht warten. Es gab Möglichkeiten, die Gesetze außer Kraft zu setzen, sie zu umgehen, und das tat der schwarze Priester in diesem Augenblick.

***

Wir schlichen auf das grüne Licht zu. Jeden Grabstein nützten wir als

Deckung. Fred Dawson verstand es glücklicherweise, sich ebenso lautlos vorwärtszubewegen wie ich.

So kamen wir an das grüne Licht heran, ohne auch nur das geringste Geräusch zu verursachen. Ich war gespannt, was uns bei Peter Redgraves Grab erwartete.

Als ich die monotonen Worte vernahm, bedeutete ich Fred Dawson mit Handzeichen, stehenzubleiben. Er hielt sofort an und ging hinter einem schlanken Grabstein in die Hocke.

Allmählich begann ich ihm zu trauen. Dawson schien in Ordnung zu sein. Er schien rückhaltlos auf meiner Seite zu stehen, und das war beruhigend. Ich war noch nie versessen darauf, einen Zweifrontenkrieg führen zu müssen.

Ich konzentrierte mich auf die Stimme, die gedämpft durch den Nebel an mein Ohr drang. Die Worte waren zwar zu hören, aber ich verstand sie nicht.

Nur eines verstand ich: »Baphomet!«

Diesen Namen flocht der Zauberer immer wieder ein.

Baphomet! Es war eine von vielen Bezeichnungen für den Teufel.

»Bleiben Sie hier«, raunte ich Fred Dawson zu und schlich geduckt weiter.

Ich tastete mich an der rauhen Rückseite eines Grabsteins entlang und erkannte Augenblicke später die vagen Umrisse jenes Mannes, der den Teufel um Hilfe anflehte, weil seine Kraft allein nicht ausreichte, um den Toten aus seinem Grab zu holen.

Unheimlich wirkte dieser nächtliche Friedhofsbesucher, und mein Puls tickte bei seinem Anblick etwas schneller. Diesem Mann mußte das Handwerk gelegt werden, da hatte Fred Dawson völlig recht.

Der Kerl durfte Peter Redgrave nicht aus dem Grab holen! Ich mußte den Beschwörungsakt unterbrechen und dafür sorgen, daß der Zauberer ihn nicht wiederholen konnte.

Ich würde den Mann der Polizei übergeben. Tucker Peckinpahs weitreichender Einfluß würde genügen, den Zauberer bis an sein Lebensende gesiebte Luft atmen zu lassen, und mein Freund, der Ex-Dämon Mr. Silver, würde ihm seine Zauberkraft nehmen.

Langsam richtete ich mich auf. Da zerfaserte der Nebel mit einemmal vor mir, und ich konnte deutlich den Grabhügel sehen, der in seiner Gesamtheit giftgrün leuchtete.

»Peter! Peter Redgrave!« sagte der Mann mit erhobener Stimme.

»Ich, Angelo d’Alessandro, dein Herr und Meister, rufe dich! Erhebe dich!«

Und das, was ich verhindern wollte, geschah!

Plötzlich bewegten sich die Erdkrumen, und im nächsten Moment stieß eine bleiche Totenhand aus dem Grabhügel! Die Finger zuckten und verkrampften sich. Es schien für sie noch ungewohnt zu sein, daß

sie sich wieder bewegen konnten.

Es war ein schauriger Anblick, und ich hätte fast laut geflucht, weil ich das Tun dieses gefährlichen Zauberers nicht mehr rechtzeitig unterbinden konnte.

Das Grab brach auf, das grüne Leuchten erlosch, und von einem knirschenden Geräusch begleitet, verließ Peter Redgrave seine letzte Ruhestätte.

Sein fahles Gesicht war schmutzig. Erde fiel aus seinem Mund, als sich die Lippen öffneten. Lehmverschmiert war seine Kleidung.

Redgrave stieg vollends aus dem Grab und der Hügel sackte hinter ihm zusammen und schloß sich wieder.

Angelo d'Alessandro breitete die Arme weit aus und befahl seinem Schüler, zu ihm zu kommen. Redgrave gehorchte, und der Zauberer umarmte ihn.

Peter Redgrave lebte wieder.

Angelo d'Alessandro hatte einen Zombie geschaffen!

Ich merkte nicht, daß die Neugier meinen Begleiter hinter mir hergetrieben hatten, und zum erstenmal war Fred Dawson unvorsichtig. Anstatt Deckung zu suchen, richtete er sich verstört auf, als er sah, wie der Zombie dem Grab entstieg, und als sich d'Alessandro von seinem Schüler löste, entdeckte er Dawson.

Für einen Sekundenbruchteil war der Zauberer wie gelähmt, aber dann wußte er, was zu tun war. Jemand hatte sein Treiben mitbekommen! Wenn es geheim bleiben sollte, mußte Dawson sterben.

Angelo d'Alessandro wies auf Fred Dawson: Daß auch ich hier war, ahnte der Zauberer nicht. Er schickte den Zombie los, den Neugierigen zum Schweigen zu bringen.

Als sich Peter Redgrave mit ungelenken Bewegungen meinem Begleiter zuwandte, griff ich ein – und von diesem Moment an überschlugen sich die Ereignisse.

Angelo d'Alessandro stieß einen Wutschrei aus und prallte überrascht zurück. Nicht so sein Zombie, der griff uns beide an. Redgrave wuchtete sich uns entgegen.

Ich griff zum Revolver, doch ehe ich die Waffe ziehen konnte, zog der Untote ein massives eisernes Grabkreuz aus dem Boden und schlug damit nach mir. Ich federte zur Seite; das Kreuz schwang waagerecht durch die Luft und verfehlte meinen Kopf um Haaresbreite.

Erst als das eiserne Kruzifix zurückschwang, traf es mich – zwar nicht voll, aber doch so hart, daß es mich rücklings über ein Grab warf.

Kaum lag ich auf dem Boden, war ich für den Zombie nicht mehr interessant. Er wandte sich dem Mann zu, der noch auf den Beinen stand: Fred Dawson.

In seiner Aufregung dachte dieser nicht daran, daß Flucht die beste

Lösung für ihn gewesen wäre.

Benommen sah ich, was passierte. In meinem Kopf schienen riesige Glocken zu dröhnen. Ich hatte Gleichgewichtsstörungen und wohl auch eine Gehirnerschütterung.

Dennoch versuchte ich mich hochzukämpfen, denn Fred Dawson brauchte Hilfe. Der Mann warf sich mit falsch verstandenem Heldenmut gegen den Untoten.

Der lebende Leichnam stieß ihn zurück, schüttelte unwillig den Kopf, als ihn ein Faustschlag traf, und hieb mit dem Kreuz zu.

Der Treffer fällte Fred Dawson. Ich erkannte, daß sein Leben nur noch an einem seidenen Faden hing. Mit beiden Händen zielte ich auf den Untoten, konnte ihn nicht ganz klar sehen, bekam aber deutlich mit, daß Redgrave das Eisenkreuz zum Schlag hob.

Bevor er es auf Dawson niedersausen lassen konnte, zog ich den Stecher durch.

Der Colt Diamondback krachte laut, eine Feuerblume platzte vor der Mündung auf, und dem Zombie wurde geweihtes Silber entgegengeschleudert.

Der lebende Leichnam brüllte auf, wölbte seinen Brustkorb vor.

Das Eisenkreuz fiel hinter ihm zu Boden, er torkelte vier, fünf Schritte weit und brach zusammen.

Peter Redgraves neues, schwarzes Leben hatte zum Glück nur wenige Minuten gedauert. Mich schauderte bei dem Gedanken, was passiert wäre, wenn Fred Dawson mich nicht angerufen hätte. Dann hätte ich von Angelo d’Alessandros gefährlichem Treiben nichts erfahren.

D’Alessandro! Wo war er?

Ich drehte mich um. Meine Waffe machte die rasche Bewegung mit. Ich wollte den Zauberer mit dem Diamondback in Schach halten, doch d’Alessandro hatte es vorgezogen, Fersengeld zu geben.

Jetzt war guter Rat teuer. Ich hätte mich verdoppeln müssen. Mein Freund, Mr. Silver, konnte das. Er war in der Lage, einen Doppelgänger aus Ektoplasma zu schaffen, einen zweiten Silver. Aber Mr. Silver war ein Ex-Dämon…

Einerseits hätte ich Angelo d’Alessandro folgen müssen, andererseits erachtete ich es als meine Pflicht, mich um den verletzten Fred Dawson zu kümmern.

Der Mann stand umständlich auf. Blut rann ihm über das häßliche Gesicht. Er stöhnte und lehnte sich an einen Grabstein. Mit glasigen Augen starrte er auf den erledigten Zombie.

»Lassen Sie sehen«, verlangte ich. »Sind Sie schwer verletzt?«

Er winkte mit einer fahrigen Handbewegung ab und sagte schleppend, er wäre froh, noch am Leben zu sein. »Wenn Sie nicht eingegriffen… hätten …«

»Sie hätten hinter mir bleiben sollen!«

»Ich weiß… Tut mir leid …« Allmählich kam sein Denkapparat wieder in Schwung, das bewies er mit seiner Frage: »Wo ist d'Alessandro?«

»Abgehauen.«

»Sie müssen hinterher, Mr. Ballard. Machen Sie sich um mich keine Sorgen, ich komme allein zurecht. Schnappen Sie sich diesen Teufel! Er ist gefährlich! Wer weiß, was er noch alles anstellt, wenn Sie ihn nicht unschädlich machen!«

»Okay. Gibt es einen Nebeneingang zum Friedhof?« fragte ich.

»Äh… ja. In östlicher Richtung …« Dawson erklärte mir den Weg.

»Rufen Sie mich morgen an!« sagte ich hastig.

»Okay.«

»Verlassen Sie den Friedhof und gehen Sie nach Hause oder zu einem Arzt.«

»Darauf können Sie sich verlassen«, gab Fred Dawson zurück.

»Viel Glück, Mr. Ballard!«

Ich nickte und stürmte los. Wertvolle Zeit war verstrichen, die für den Zauberer zu Buche schlug. Wenn er den Friedhof verlassen hatte, boten sich ihm viele Fluchtrichtungen an.

Vielleicht stand am Nebeneingang auch ein Auto, mit dem sich Angelo d'Alessandro aus dem Staub machen konnte. Ich gab mein Bestes, um den gefährlichen Mann noch auf dem Friedhof abzufangen.

Die Bewegung tat mir gut und die Kopfschmerzen verflogen schnell. Ich war wieder fast der alte, und das mußte ich auch sein, wenn ich den Zauberer stellen wollte.

Die Nebelschwaden, durch die ich rannte, wirbelten aufgeregt zur Seite. Ich hielt mich nicht auf dem Weg, sondern schlug die kürzeste Strecke zum Friedhofstor ein, sprang über Dutzende von Gräbern und spürte kalten Schweiß auf meiner Stirn.

Flatterte vor mir etwas Schwarzes durch die Dunkelheit? Möglich.

Vielleicht hatte ich für einen Augenblick den Umhang des Fliehenden gesehen. Ja, jetzt konnte ich ihn deutlich erkennen!

Ich mobilisierte meine Kraftreserven, legte noch einen Zahn zu.

Während ich lief, fragte ich mich, wie innig dieser Mann mit der Hölle verbunden war.

Es gibt auf der Welt viele Menschen, die mit der schwarzen Macht sympathisieren, die mit ihr paktieren, die von ihr für Dienstleistungen herangezogen und mit mehr oder weniger verblüffenden Kräften ausgestattet werden.

Wozu war Angelo d'Alessandro fähig? Wieweit war die Unterwelt bereit, ihm beizustehen, wenn er in Not geriet? Er hatte vorhin Baphomet angerufen, und die Kraft der Hölle hatte ihm geholfen, Peter Redgrave aus dem Grab zu holen. Würde der Teufel für diesen Zauberer mehr zu tun bereit sein?

Es wird sich herausstellen, sagte ich mir und sah, wie Angelo d'Alessandro hinter dem dicken Stamm einer alten Eiche verschwand.

Zwischen dem Baum und dem Friedhofstor lagen schätzungsweise fünfzig Meter.

Mit wehendem Umhang legte d'Alessandro diese Entfernung zurück. Er blieb mit dem Cape an der Gittertür hängen, warf es ab wie die Schlange ihre alte Haut und rannte weiter.

Keuchend erreichte ich den Baum, lief zur Gittertür, beachtete den schwarzen Umhang nicht, sah den Fliehenden in einer schmalen Gasse verschwinden und blieb ihm auf den Fersen.

Angelo d'Alessandro hatte sich bisher kein einziges Mal umgesehen. Vermutlich glaubte er nicht, daß er verfolgt wurde. Deshalb gelang es mir auch, mehr und mehr aufzuholen.

Als er ein altes Backsteinhaus, das einem Miniatur-Spukschloß glich, erreichte und darin verschwand, lief ich nicht mehr, denn das war nun nicht mehr nötig.

Ich wußte, wo ich den Zauberer finden würde.

Mein Brustkorb hob und senkte sich wie ein großer Blasebalg. Ich legte den Rest der Strecke zügig zurück. Im Backsteinhaus flammte Licht auf.

Das Gebäude hatte schummrige Nischen und vorspringende Erker. Es gab drei kleine Türme und ein steil aufragendes, schwarzes Dach. Das Haus stand auf einem kleinen Grundstück. Rechts davon sah ich eine Silbertannengruppe, die es mir erlaubte, ungesehen an das Gebäude heranzukommen.

Im ersten Stock fiel mir ein offenes Fenster auf. Mein Entschluß stand sofort fest. Ich versuchte mich als Fassadenkletterer. Da die Backsteinmauer gut gegliedert war, fiel es mir nicht schwer, für Hände und Füße immer wieder Halt zu finden.

Flach an die Mauer gepreßt, schob, stemmte und zog ich mich Meter um Meter nach oben. Als ich das Fensterbrett ertastete, befand ich mich schon so gut wie im Haus.

Behutsam rutschte ich über die Fensterbank, und wenig später schlich ich durch einen Raum, in dem es so finster war, daß ich kaum die Hand vor meinen Augen sehen konnte.

Ein weicher Teppich schluckte meine Schritte. Ich stieß gegen ein Hindernis, ohne dabei ein Geräusch zu verursachen, wich aus, setzte meinen Weg fort. Meine Finger glitten über eine glatte Tapetenwand und schlossen sich wenig später um das kalte Metall einer Klinke.

Langsam drückte ich sie nach unten. Die Tür bewegte sich lautlos.

Ich sah in einen düsteren Flur. Vom erleuchteten Erdgeschoß kam hier oben nur noch spärlich Licht an.

Ich verließ den Raum und schloß die Tür sorgfältig hinter mir, damit kein unverhofft aufkommender Luftzug sie zum Klappern brachte und

meine Anwesenheit verriet.

Von Angelo d’Alessandro sah und hörte ich nichts. Dennoch brannte ich darauf, ihm gegenüberzutreten. Ich erreichte ein dickes, hölzernes Geländer, beugte mich darüber und konnte die Halle unter mir sehen.

Jetzt war mir auch, als würde ein leises Geräusch an mein Ohr dringen. Während ich mich am Geländer entlangschob und die Treppe ansteuerte, dachte ich an Fred Dawson, der hoffentlich den Friedhof schon verlassen hatte.

Es war nicht zu befürchten, daß Peter Redgrave noch einmal aufstand, das geweihte Silber machte das unmöglich, aber Angelo d’Alessandro konnte mit seinem Hokuspokus irgend etwas anderes ausgelöst haben.

Eine Nebenwirkung, mit der er vielleicht selbst nicht rechnete. Es war jedenfalls besser, nicht auf dem finsteren Totenacker zu bleiben.

Bevor ich meinen Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzte, verharrte ich einen Augenblick. Das leise Ticken einer Uhr geisterte durch das Haus, und jetzt hörte ich gedämpfte Schritte. Eine Tür fiel zu, dann herrschte Stille.

Langsam stahl ich mich die Treppen hinunter, wandte mich nach rechts und durchquerte die Halle. Da war ein großer Raum mit nachtschwarzen Wänden, der mich fast magisch anzog.

Ich sah helle Striche, die sich bei genauerem Hinsehen als schwarzmagische Zeichen entpuppten. Mir fiel ein kleiner Altar auf.

Utensilien für schwarze Messen standen darauf, und ich sah einen stilisierten Ziegenkopf über all dem, was soviel hieß, als daß der Teufel in diesem Hause willkommen war.

Ein Geräusch veranlaßte mich, zur Waffe zu greifen, und mich umzudrehen.

Zum erstenmal stand ich ihm Auge in Auge gegenüber, doch obwohl ich meinen Colt Diamondback auf ihn richtete, zeigte Angelo d’Alessandro keine Furcht.

War er so sicher in seinem Haus? Genoß er in diesem Raum den Schutz des Teufels?

***

Fred Dawson schüttelte fassungslos den Kopf. Er hätte nicht geglaubt, daß auf diesem Friedhof etwas so Grauenvolles passieren würde.

Angelo d’Alessandro hatte tatsächlich eine Leiche aus dem Grab geholt. Peter Redgrave war auferstanden, hatte wieder gelebt.

Es war Dawson unbegreiflich, daß d’Alessandro diese Macht besaß, und er schauderte bei dem Gedanken, daß der unheimliche Zauberer zu noch viel mehr fähig sein könnte.

Es war richtig gewesen, Tony Ballard anzurufen. Zuerst hatte Fred Dawson damit gezögert. Er hatte befürchtet, Ballard würde sich

verschaukelt fühlen. Irgendwie hatte er auch nicht ganz glauben wollen, daß der Privatdetektiv tatsächlich einen so ausgefallenen Job hatte.

Doch nun wußte er, daß Tony Ballard ein Dämonenjäger war, er hatte ihn kämpfen sehen, und der Beweis dafür, daß Ballard gut war, lag hier zwischen den Gräbern: der erledigte Zombie.

Vor Dawsons geistigem Auge lebte der Untote noch einmal. Er sah den Zombie mit dem eisernen Kreuz auf sich losstürmen, und sein Mund wurde trocken.

Wenn Tony Ballard nicht eingegriffen hätte, wäre er verloren gewesen. Der Privatdetektiv hatte ihm das Leben gerettet. Dawson beschloß, sich morgen gebührlich dafür zu bedanken.

Doch jetzt wollte er tun, was ihm Ballard geraten hatte. Ohne den Zombie eines weiteren Blickes zu würdigen, kehrte Fred Dawson um und eilte davon.

Er betastete seinen Kopf und nahm sich vor, zu Hause gleich etwas gegen die Blutung zu unternehmen.

Ein Wagen fuhr am Friedhofstor vorbei. Dawson wartete einige Augenblicke. Erst als das Auto nicht mehr zu hören war, verließ er den Gottesacker und lief an der Friedhofsmauer entlang.

Zu Hause angekommen, begab er sich unverzüglich ins Bad. Er bekam einen mächtigen Schreck, als er sich im Spiegel sah.

»Meine Güte, ich sehe ja zum Fürchten aus!« stieß er heiser hervor.

Mit flinken Fingern durchstöberte er den Erste-Hilfe-Kasten und richtete alles für die Verarztung der Wunde her. Dann griff er nach einem weichem Schwamm, tauchte ihn in lauwarmes Wasser und wusch sich die dunklen Blutkrusten ab.

Das Zeug, mit dem er die Blutung stillte, brannte höllisch. Dawson stöhnte, sein häßliches Gesicht verzerrte sich, doch sobald der brennende Schmerz abgeebbt war, betupfte er die Wunde erneut, dann bestrich er sie mit einer gelblichen Heilsalbe, schnitt einen breiten Pflasterstreifen ab, überlappte die Wundränder und sorgte dafür, daß das Pflaster sie festhielt.

Erledigt.

Aufatmend betrachtete sich Dawson im Spiegel. Ein schöner Mann war er trotz allem nicht geworden.

Alles, was von dem gefährlichen Erlebnis auf dem St. Barnaby Cemetery zurückgeblieben war, war ein fleischfarbener Pflasterstreifen.

Und nun einen doppelten Scotch! Dawson öffnete die Hausbar im Wohnzimmer.

Als er sein Glas vollgoß, merkte er, wie seine Hand zitterte. So schnell würde er über das Erlebte nicht hinwegkommen. Mit dem Glas in der Hand sank er in einen Sessel.

Der erste Schluck brannte in seiner Kehle. Er konnte den Weg des Schnapses genau verfolgen, und er spürte, wie sich Wärme in seinem Magen ausbreitete. Allmählich wurde er ruhiger.

Jeder einzelne Schluck tat ihm gut. Als das Glas leer war, stellte er es vor sich auf den Tisch. Nachdenklich starrte er das sandfarbene Telefon an.

Sollte er die Polizei anrufen und melden, daß auf dem Friedhof ein Toter lag? Ein Toter, der kürzlich begraben worden war! Nein, man würde ihn für verrückt erklären. Das gab nur Ärger.

Tony Ballard wird sich darum kümmern, sagte sich Fred Dawson.

Er weiß, was in solchen Fällen zu tun ist. Bestimmt kennt man ihn und glaubt ihm, was er meldet. Außerdem hätte mir Ballard aufgetragen, die Polizei zu verständigen, wenn er das gewollt hätte.

Diese Überlegungen veranlaßten Fred Dawson, nichts zu unternehmen. Er nahm sich statt dessen noch einen Scotch und trank darauf, noch am Leben zu sein.

***

Der Blick des Zauberers war durchdringend und stechend. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, hätte er mich mit den Augen erdolcht.

Da er unbewaffnet war und seine Hände in den Hosentaschen steckten, ließ ich meinen Colt Diamondback langsam sinken. Die Distanz, auf die wir uns gegenüberstanden, war so groß, daß ich nicht zu befürchten brauchte, Angelo d’Alessandro könnte mich mit einem Blitzangriff überraschen.

»Wer sind Sie?« fragte er mich eiskalt.

»Mein Name ist Ballard. Tony Ballard. Ich bin Privatdetektiv.«

»Müssen sich Privatdetektive nicht mehr an die Gesetze halten?«

»Oh, deswegen bekomme ich keine grauen Haare.«

»Nennt man das, was Sie getan haben, nicht Hausfriedensbruch?«

»Für gewöhnlich schon«, erwiderte ich. »Aber in diesem Fall liegen die Voraussetzungen anders, Mister d’Alessandro! Ich glaube nicht, daß Sie die Frechheit besitzen, mich anzuzeigen.«

»Vielleicht tue ich es doch.«

»Sie können sicher sein, daß mir das keinerlei Unannehmlichkeiten einbringt.«

»Tucker Peckinpah, wie? Er ist der Mann im Hintergrund, der Ihnen alle Schwierigkeiten aus dem Weg räumt.«

Mit diesen Worten überraschte mich Angelo d’Alessandro.

Er lachte. »Ich sehe, Sie sind erstaunt.«

»Ein wenig«, gab ich zu.

»Weil ich über Sie Bescheid weiß«, sagte der Zauberer. »Es kursieren viele Gerüchte über Sie. Man muß nur richtig hinhören, dann kann man über den Dämonenjäger Tony Ballard eine Menge Interessantes

erfahren. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß ein Feind, den man kennt, nur noch halb so gefährlich ist, deshalb habe ich mich über Sie ausreichend informiert. Natürlich hoffte ich, daß mir eine solche Begegnung erspart bleiben würde. Man sagt Ihnen nach, Sie wären gefährlich. Kerle wie Sie müssen sich überall einmischen. Der geringste Geruch nach Schwefel alarmiert Sie schon. Ist es nicht ermüdend, sein Leben dem Kampf gegen die Mächte der Finsternis geweiht zu haben?«

»Ich komme zu Rande!« sagte ich hart. »Und es ist mir jedesmal eine ungeheure Genugtuung, Männern wie Ihnen das Handwerk zu legen.«

»Sie haben Peter Redgrave getötet!« rief d'Alessandro anklagend.

»Dazu haben Sie kein Recht!«

»Das sehe ich anders!« hielt ich dem Zauberer entgegen. »Es ist umgekehrt: Sie hatten nicht das Recht, ihn aus dem Grab zu holen!«

Angelo d'Alessandro sah mich überheblich an. »Kein Gericht kann mich dafür verurteilen. Die Gesetze reichen nicht aus…«

»Lassen Sie mich nur machen, Mister d'Alessandro. Ich erreiche schon, daß Sie hinter Schloß und Riegel kommen.«

»Mit Hilfe Peckinpahs.«

»Genau.«

»Meine Güte, was wären Sie ohne ihn?« fragte der Zauberer höhnisch.

»Ich denke, daß ich auch ohne Peckinpahs Unterstützung jederzeit mit Ihnen fertigwerde, d'Alessandro.«

»Ich werde Sie für das, was Sie Peter Redgrave angetan haben, bestrafen!« geiferte Angelo d'Alessandro. »Ich bin ein schwarzer Priester, und Redgrave war mein bester Schüler. Ich hatte große Pläne mit ihm…«

»Die ich zum Glück vereiteln konnte«, unterbrach ich ihn.

»Das soll Sie teuer zu stehen kommen, Mr. Ballard.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte ich gleichmütig. »Wir unterhalten uns auf dem Polizeirevier weiter, okay?«

Der Zauberer kniff die Augen zusammen. »Ich gedenke nicht, Sie dorthin zu begleiten!« entgegnete er schrill.

»Ich kann die Polizei auch in Ihr Haus holen, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Sie werden nichts mehr tun, Ballard, denn Ihr Schicksal wird sich hier und heute erfüllen.«

»Sie müssen verrückt sein«, sagte ich kopfschüttelnd. »Denken Sie daran, wie es Ihrem Zombie auf dem Friedhof erging.«

»Ich glaube nicht, daß Sie Ihre Waffe auch auf mich abfeuern würden, Mr. Ballard.«

»Wenn Sie mich angreifen, zwingen Sie mich, zu schießen. Und wenn ich keinen anderen Ausweg sehe, drücke ich sehr wohl ab. Meine

Nächstenliebe hat ihre Grenzen.«

Meine Nervenstränge strafften sich. Würde d'Alessandro so wahnsinnig sein, mich trotz des Colts anzugreifen? Ich hoffte es für uns beide nicht, denn es widerstrebte mir in der Tat, auf ihn zu schießen.

Egal, was er an Schuld bereits auf sich geladen hatte, er war ein Mensch, irregeleitet vom Bösen. Vielleicht konnte er wieder auf die richtige Seite geholt werden. Hin und wieder war das möglich.

Der Zauberer nickte langsam. »Na schön, Sie wollen, daß ich Sie zur Polizei begleite. Ich werde es tun.«

»Sie sind sehr nett zu mir«, spottete ich. »Dann wollen wir mal.«

Ich wedelte mit dem Revolver.

Angelo d'Alessandro schien mit einem wehmütigen Blick von seiner gewohnten Umgebung Abschied zu nehmen. Es blitzte kurz in seinen Augen, als er den stilisierten Ziegenkopf ansah, der sich über dem kleinen Altar befand.

Suchte er bei Baphomet Rat, Mut oder Hoffnung?

»Abmarsch!« Mit diesem Kommando wollte ich den Zauberer veranlassen, sich umzudrehen und den Raum mit den schwarzen Wänden zu verlassen.

Er zog die Hände aus den Hosentaschen, und ich hörte, wie etwas auf den Boden fiel. Es war eine Glaskugel, etwa hühnereigroß. Die dünne Glaswand zerplatzte in unzählige Splitter, und als der Sauerstoff mit der klaren Flüssigkeit in Berührung kam, die sich in der Kugel befunden hatte, schoß Dampf zischend hoch.

Die Wolke erreichte meine Größe, und eine Gestalt schälte sich aus ihr hervor: ein Vampir!

Hinter dem Blutsauger stand Angelo d'Alessandro, der mit schriller Stimme schrie: »Töte ihn, Boram! Töte Tony Ballard!«

Und Boram griff mich an.

***

Zuerst hatte Metal die Hexe aus dem Jenseits in die weite Unendlichkeit des schwarzen Kosmos entführt. Sein Racheplan war grausam und sollte Mr. Silver schmerzhaft treffen. Die Verzweiflung sollte den Ex-Dämon schwächen und für die Niederlage bereit machen, denn nichts wünschte sich Metal, der Silberdämon, sehnlicher, als Mr. Silver den Todesstoß zu versetzen.

Wenn der Ex-Dämon geschlagen war, würde sich Metal seiner Freunde annehmen, bis nicht einmal mehr ein schäbiger Rest vom Ballard-Team übrig war.

Sehr lange und sehr gründlich hatte sich Metal überlegt, wie er sich für das revanchieren konnte, was ihm diese Leute angetan hatten.

Sie waren es gewesen, die ihm die Zauberin Arma, seine Geliebte,

genommen hatten. Arma starb im Sarg der tausend Tode, [1] doch Metal wußte, wie er sie wieder an seine Seite stellen konnte.

Er hatte sich mit dem Shlaaks zusammengetan, und Roxane, Mr. Silvers Freundin, entführt. [2]

Draußen im schwarzen Kosmos gab er Roxane den Höllennektar zu trinken. Er reichte ihn ihr in einem silbernen Kelch und zwang sie, die rubinrote Flüssigkeit zu schlucken.

Anfangs wehrte sich Roxane dagegen, und sie wollte nicht auf ihren neuen Namen hören. Ein Name, der einer Toten gehörte. Denn Metal wollte sie zu einer zweite Arma machen!

Immer wieder nannte Metal sie Arma. Sie lehnte sich wütend dagegen auf, schrie: »Ich heiße Roxane! Ich gehöre zu Mr. Silver. Nie werde ich deine Geliebte! Niemals!«

Doch Metal lachte nur mitleidig, denn er wußte es besser. Er kannte die unwiderstehliche Kraft des Höllennektars und war gewiß, daß Roxane ihm nicht widerstehen konnte.

Die rubinrote Flüssigkeit veränderte Roxanes Inneres. Sie spürte, daß sie im Begriff war, zu Arma zu werden, und je mehr sie sich dagegen sträubte, desto schneller schien die Verwandlung fortzuschreiten.

Eines Tages würde sie so fühlen und denken wie Arma, und Mr. Silver, der ihr so viel bedeutet hatte, würde einer ihrer größten Feinde sein.

Kurze Zeit würde Roxane noch ihr Aussehen beibehalten, bis die innerliche Verwandlung abgeschlossen war. Dann aber würde sich Metal mit ihr in das Tal der fremden Gesichter begeben und dafür sorgen, daß sie Armas Aussehen annahm.

Einen Schritt in diese Richtung hatte Metal bereits getan. Er befand sich mit seiner Gefangenen nicht mehr in der Unendlichkeit des schwarzen Kosmos, sondern auf Protoc, der Welt der Paviandämonen.

Er war nicht zum erstenmal hier, erinnerte sich noch gut an die Kämpfe, die es hier gegeben hatte. Damals hatte Arma noch gelebt, und hier waren sie zum erstenmal auf Tony Ballard, Mr. Silver und Pakka-dee, den Mann aus der Welt des Guten, gestoßen.

Dieses Affenreich war von Raghoora beherrscht worden, und Metal und Arma hatten zusammen mit Tony Ballard und seinen Freunden gegen den Affenkaiser gekämpft.

Doch sie standen nur dieses eine Mal auf derselben Seite…

Heute waren sie erbitterte Todfeinde.

Roxane saß im Staub und stierte vor sich hin. Sie befand sich in einer düsteren Höhle. Irgendwo tropfte Wasser in ein steinernes Becken, doch die Hexe aus dem Jenseits nahm die Geräusche der fallenden Tropfen nicht wahr.

Sie wußte, wie es um sie stand. Der Höllennektar hatte sie so sehr ausgehöhlt, daß sie sich ihrem Schicksal kaum noch widersetzen

konnte.

Traurig stellte sie manchmal fest, daß Erinnerungen, an denen sie lange Zeit festgehalten hatte, zu verschwimmen begannen. Sie fühlte sich innerlich seltsam zerrissen. Während die eine Hälfte noch an Mr. Silver hing, fühlte sich die andere Hälfte zu Metal hingezogen.

Sie war nicht imstande, das eine oder das andere zu beeinflussen, konnte nur geschehen lassen, was passierte. Als sie noch stärker gewesen war, als noch mehr von Roxanes Kraft in ihr wohnte, hatte sie versucht, telepathischen Kontakt mit Mr. Silver aufzunehmen, doch Metal hatte es gemerkt und die Versuche zunichte gemacht.

Er hatte sie außerdem mit einem magischen Abwehrschild versehen, damit Mr. Silver nicht herausfinden konnte, wo sie gefangengehalten wurde.

Jetzt brauchte Metal keine Sorge mehr zu haben, daß Roxane auf geistiger Ebene Kontakt mit dem Ex-Dämon herzustellen versuchte, denn das hätte Armas Hälfte nicht zugelassen.

Roxane/Arma… Die beiden Namen überschlugen sich hin und wieder in der Hexe, wurden zu einem Konglomerat, das sich kaum trennen ließ, und in diesen Stunden wußte das schwarzhaarige Mädchen mit den traurigen grünen Augen nicht mehr, wer sie nun eigentlich wirklich war.

Ein Geräusch lenkte ihre Aufmerksamkeit auf sich. Metal erschien, groß, mit gewelltem Silberhaar, breitschultrig und muskulös.

Roxane sah ihn an. Irgend etwas habe ich über dich herausgefunden, dachte sie. Deshalb kehrte ich nach London zurück und ging den Shlaaks in die Falle.

Und nun war diese Erinnerung weg – wie ausradiert. Roxane zerbrach sich oft stundenlang den Kopf, doch es wollte ihr nicht mehr einfallen.

»Warum siehst du mich so an, Arma?« fragte der Silberdämon.

Roxane hob die Schultern. »Aus keinem besonderen Grund.«

»Stellst du Vergleiche zwischen mir und Mr. Silver an?«

»Manchmal. Ihr seid euch sehr ähnlich.«

»Das ist nicht verwunderlich. Seine wie auch meine Heimat war die Silberwelt, die es heute nicht mehr gibt. Der Affenkaiser Raghoora wiegelte damals Asmodis auf, und der Höllenfürst schickte einen Taifun, der die Silberwelt verwüstete.«

»Ich weiß«, sagte Roxane. »Glaubst du, daß es außer dir und Mr. Silver noch andere Silberdämonen gibt, die irgendwo in den Dimensionen verstreut leben?«

Metal schüttelte den Kopf. »Asmodis' Höllensturm war sehr gründlich.«

Roxane hob den Kopf. »Gib mir zu trinken.«

Auch das war anders geworden. Sie verlangte nun schon selbst nach

dem Höllennektar. Es war manchmal wie eine Sucht; ihr Körper forderte den Trank. Sie glaubte, ohne ihn nicht mehr leben zu können, sah in ihm eine Art Lebenselixier. Daß er das, was noch von Roxane vorhanden war, mit jedem Schluck mehr aus ihr herausschwemmte, machte ihr nichts aus, daran hatte sie sich gewöhnt.

Metal brachte den Silberkelch und reichte ihn der Hexe aus dem Jenseits mit einem zufriedenen Lächeln.

»Dieser Höllennektar bringt uns einander näher, Arma«, sagte der Silbermann. »Er ist köstlich, nicht wahr?«

»Ja, er gibt mir neue, fremde Kräfte.«

»Er bringt dir Armas Kräfte.«

Roxane setzte den Kelch an ihre vollen Lippen und trank. Den halbleeren Silberkelch setzte sie ab und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, eine Bewegung, die Metal stark an Arma erinnerte. Sie hatte das oft getan, nachdem sie getrunken hatte.

»Du wirst immer mehr zu Arma«, stellte der Silberdämon fest.

Roxane hatte nichts dagegen. Sie trank den restlichen Höllennektar, lehnte sich an die Felswand, gab Metal träge den Silberkelch zurück und schloß die Augen.

Metal betrachtete sie wohlgefällig. Sie war sehr schön und hatte einen formvollendeten Körper – wie Arma. Er würde dieses Mädchen an sich binden und nicht mehr freigeben.

Roxane/Arma sollte ein Teil von ihm werden, sollte so denken wie er, so fühlen wie er, so handeln wie er. Bald schon würden sie sich ergänzen.

»Wie früher«, kam es leise über die Lippen des Silberdämons.

»Wie früher…«

Sie würden vielleicht schon in naher Zukunft gemeinsam Mr. Silver angreifen. Die Situation würde es ergeben, wie sie gegen den Ex-Dämon vorgehen würden. Eines aber stand fest: daß Mr. Silver dann keine Schonung von der neuen Arma zu erwarten hatte.

Zufrieden grinsend wandte sich Metal um. Er ließ Roxane allein.

Eigentlich dachte er sehr oft an Mr. Silver. Er haßte niemanden mehr als diesen abtrünnigen Dämon, und er freute sich auf den Tag der Rache, den er genießen würde. Es gab nichts Erhebenderes für ihn, als den Ex-Dämon leiden und sterben zu sehen, denn Mr. Silver hatte allein schon dadurch, daß er sich vom Bösen abkehrte, sein Leben verwirkt.

Er war auch zum Tode verurteilt worden, aber das Urteil konnte nicht vollstreckt werden.

»Nun«, sagte Metal gedehnt, »dann werde ich dein Henker sein, Mr. Silver!«

Er beschloß, den Ex-Dämon wissen zu lassen, wie es um Roxane stand, denn er wußte, daß Mr. Silver dadurch Höllenqualen litt. Der

Ex-Dämon hing an Roxane mehr als an seinem eigenen Leben. Er hätte alles getan, um sie retten, wäre bereit gewesen, das größte Risiko bedenkenlos auf sich zu nehmen.

Aber er hatte keine Ahnung, wo sich die Hexe aus dem Jenseits befand.

Ein Geräusch alarmierte den Silberdämon. Ein silbriges Flirren entstand auf seiner Haut, das war ein deutlicher Beweis innerer Anspannung.

Vorsichtig näherte er sich dem Höhleneingang, der zu einem Drittel von Büschen verdeckt war. An diese pirschte sich Metal heran, während sich seine sehnigen Hände zu Fäusten ballten.

Jemand befand sich dort draußen, und da Metal auf Protoc keinen Freund hatte, konnte es sich nur um einen Feind handeln. Es war nicht ungefährlich auf Protoc, denn die Paviandämonen duldeten in ihrer Welt keine anderen Wesen.

Trotzdem hatte sich Metal mit Roxane hierher begeben, weil in direkter Fortsetzung dieses Weges das Tal der fremden Gesichter lag, das der Silberdämon mit seiner Gefangenen bald aufzusuchen gedachte.

Metal erreichte die Büsche und richtete sich langsam auf. In seinen perlmuttfarbenen Augen tanzten kleine rote Glutpunkte. Er war imstande, mit den Augen Feuerlanzen zu verschießen, eine Fähigkeit, die alle Silberdämonen besaßen.

Sollte Gefahr drohen, würde sich Metal mit dem Feuerblick verteidigen.

Er nahm in einer Entfernung von etwa hundert Metern eine Bewegung wahr. Die Landschaft war hier sehr karstig. Gewaltige Lavafelsen lagen verstreut umher. Und dann sah Metal einige Paviankrieger vorbeiziehen.

Ihre Körper waren gedrungen, und das Fell, das einer Löwenmähne glich, glänzte silbrig. Sie hatten gefährlich lange Reißzähne und dolchartige Krallen an den Fingern.

Als Metal zum erstenmal auf Protoc gewesen war, waren die Affen, gegen die er gekämpft hatte, unbewaffnet. Diese hier schienen zu einem anderen Volksstamm zu gehören. Sie besaßen Dolche und trugen lange Speere bei sich.

Metal schätzte, daß es etwa zwanzig Paviandämonen waren. Sie ahnten nicht, daß es hundert Meter von ihnen entfernt eine Höhle gab, in der zwei Wesen, die auf Protoc nichts zu suchen hatten, lebten.

Sie hätten Metal und Roxane angegriffen, wenn sich der Silbermann durch eine Unvorsichtigkeit verraten hätte.

Aber Metal stand so reglos da wie eine Statue und ließ die Affenkrieger ziehen. Schon einmal – vor ein paar Tagen – waren hier Affendämonen vorbeigezogen.

Irgend etwas Großes schien auf Protoc bevorzustehen. Diese Welt stand vor einem neuen Zeitalter, vor einem Umbruch, so kam es Metal vor.

Ihm war bekannt, daß es seit Raghooras Tod keinen neuen Affenkaiser gegeben hatte. Sollte sich endlich wieder ein Paviandämon über sein Volk erheben und es beherrschen?

Metal hatte nicht die Absicht, sich mit diesem neuen Herrscher anzulegen. Er hatte Raghoora nur deshalb bekämpft, weil dieser indirekt an der Zerstörung der Silberwelt schuld gewesen war.

Die Pläne des neuen Affenkaisers interessierten Metal nicht; er hatte seine eigenen.

Nur wenn man ihm dabei in die Quere kam, würde er kämpfen.

Ansonsten würde er in seinem Versteck bleiben und abwarten, bis die Umwandlung Roxanes in Arma abgeschlossen war.

Die Paviankrieger verschwanden aus Metals Blickfeld. Der Silberdämon entspannte sich. Es war ein gutes Versteck, für das er sich entschieden hatte.

Bisher hatte sich noch kein Affendämon in die Höhle verirrt, und Metal würde jedem, der seinen Fuß in diese Höhle setzte, das Leben nehmen.

***

»Geh vom Fenster weg! Ich bitte dich, Joanna!« sagte Petula Boykin nervös.

Joanna Snyder drehte sich lächelnd um. Sie war ein hübsches dunkelhaariges Mädchen mit leicht slawischen Gesichtszügen und hoch angesetzten Backenknochen.

»Was hast du denn?« fragte sie.

»Ich will nicht, daß du so hinunterstarrst. Es ist mir unangenehm!«

sagte Petula, eine zarte, zerbrechlich wirkende Person, deren blondes Haar einen leichten Stich ins Rötliche hatte.

»Hör mal, ich werde doch noch aus dem Fenster meiner Wohnung sehen dürfen«, sagte Joanna.

»Es ist auch meine Wohnung«, bemerkte Petula ernst. »Nun komm schon! Komm weg vom Fenster! *Bitte!*«

»Na schön, wenn ich dir damit einen Gefallen tue«, sagte Joanna, trat zurück und zog die Übergardinen zu. »Wenn ich du wäre, würde ich das Ganze sehr aufregend finden. Ist doch toll, gleich von zwei Männern verehrt zu werden.«

»Der Mann, der dort unten steht, verehrt mich nicht – er verfolgt mich«, stellte Petula Boykin richtig.

»Er würde dich nicht verfolgen, wenn du ihm nicht gefallen würdest.«

»Darauf verzichte ich. Ich habe Mike Baker, der genügt mir. Mike ist

ein liebenswerter Mensch, ein furchtbar netter Kerl…«

»Hör bloß auf, ihn zu beweihräuchern«, sagte Joanna Snyder lachend. »Sonst denke ich noch, er ist ein Heiliger. Mike Baker ist nichts weiter als ein großartig aussehender Junge.«

»Was will ich mehr?«

»Würde es dir nicht gefallen, seine Frau zu werden?«

»Wir kennen uns doch erst seit zwei Monaten.«

»Na und? Ich weiß von Ehen, die geschieden wurden, nachdem die Partner fünf Jahre lang getestet haben, ob sie zueinander paßten. Und dafür hielten Ehen, die nach einer zweiwöchigen Bekanntschaft geschlossen wurden, ein Leben lang. Mrs. Baker – wie würde dir das gefallen?«

»Sehr, aber ich will nichts überstürzen.« Petula sah die Freundin, mit der sie zusammenwohnte, prüfend an. »He, ich glaube, jetzt durchschaue ich dich! Du möchtest die Wohnung für dich allein haben. Ich bin dir lästig.«

»Unsinn, Petula. Meinetwegen kannst du mit mir hier zusammen alt werden. Ich meine es nur gut mit dir. Glaub mir, ich kenne die Männer besser als du, habe im Laufe der Zeit so meine Erfahrungen gesammelt, wie du weißt. Warum sollst du davon nicht profitieren?«

»Behalte deine Ratschläge für dich.« Petula Boykin wies zum Fenster. »Mir ist dieser Mann unheimlich.«

»Er ist ein sehr attraktiver Mensch. Ich kann an ihm beim besten Willen nichts Unheimliches feststellen.«

»Es ist nicht sein Aussehen, das mich ängstigt, sondern das, was er tut.«

»Was tut er denn? Nichts.«

Petula nickte aufgeregt. »Das ist es ja eben. Er tut nichts. Er steht immer nur dort unten und beobachtet die Fenster unserer Wohnung, und wenn ich das Haus verlasse, folgt er mir. Ich kann gehen, wohin ich will, er ist immer hinter mir. Er spricht mich nicht an, kommt nicht näher, versucht nicht, mit mir bekannt zu werden. Er ist immer nur da. Das ist doch nicht normal, das ist verrückt.«

»Eine harmlose Art von Verrücktheit«, meinte Joanna. »Also ich würde mir wegen dieses Mannes nicht den Kopf zerbrechen. Denk an deine Zukunft. Jetzt hast du sogar Gelegenheit, die Geschichte ein wenig zu beeinflussen. Spiel diesen Mann gegen Mike aus.«

»Bist du von Sinnen?« fragte Petula Boykin entrüstet. »Denkst du, ich setze meine Beziehung zu Mike Baker aufs Spiel? Das kann doch nicht dein Ernst sein.«

»Männer sind sehr bequem, meine Liebe«, belehrte Joanna die Freundin. »Wenn sie merken, daß sie dich sicher haben, lassen sie nach, sich um dich zu bemühen, und an einer Heirat verlieren sie ziemlich rasch das Interesse. Wozu sollen sie sich mit einem

Trauschein binden, wenn's doch auch so ganz prima läuft?«

»Du sprichst von einer bestimmten Sorte von Männern.«

»Glaubst du, Mike Baker ist anders?«

»Das will ich meinen.«

»Du bist blind, weil du ihn liebst.«

»Er liebt mich ebenfalls.«

»Und damit ist alles in bester Ordnung, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Denkst du«, sagte Joanna. »Hast du schon mal daran gedacht, was passiert, wenn Mike ein Mädchen über den Weg läuft, das ihm besser gefällt als du? Sag nicht, daß das nie passieren kann. Wenn Mike erst mit dir verheiratet ist, wird er sich überlegen, ob er sich in so ein Abenteuer stürzen soll oder nicht…«

»Quatsch, wenn ein Mann so etwas will, hält ihn auch der Trauschein nicht davon ab.«

»Er wird zumindest zögern«, behauptete Joanna.

»Großer Gott, warum verschonst du mich nicht mit deinen Lebensweisheiten?«

»Wenn Mike Baker merkt, daß sich noch ein anderer Mann für dich interessiert, wird er sich verstärkt um dich bemühen. Das kann dir nur recht sein.«

Petula schüttelte den Kopf. »Dieses Spiel werde ich mit Mike nicht spielen, es ist mir zu verlogen. Ich werde dir sagen, was ich tun werde: Bei der nächsten Gelegenheit sage ich diesem seltsamen Fremden, er soll mich in Ruhe lassen, sonst schalte ich die Polizei ein.«

Es klopfte, und Petula zuckte wie unter einem Stromstoß zusammen. Sie biß sich auf die Lippe, ihr Atem ging stoßweise, und ihre Hände verkrampften sich.

Da Petula keine Anstalten machte, nachzusehen, wer draußen war, verließ Joanna schmunzelnd das Wohnzimmer. Petula befürchtete, daß der unheimliche Mann endlich den Mut gefunden hatte, heraufzukommen.

Sie wandte sich hastig um und eilte zum Fenster. Mit zitternder Hand griff sie nach dem Vorhang und zog ihn ein Stück zur Seite.

Der Platz unter der Straßenlaterne war verwaist. Der Mann stand nicht mehr dort.

Er ist es! dachte Petula mit heftig schlagendem Herzen. Er ist es!

Sie hörte Joanna draußen sprechen. Wenig später kehrte die Freundin allein zurück. Petula atmete erleichtert auf. Joanna hielt ihr einen riesigen Strauß dunkelroter Rosen entgegen und sagte: »Die sind für dich, ein Bote hat sie abgegeben.«

»Von… von wem sind sie?« fragte Petula vorsichtig.

»Wahrscheinlich von Mike«, sagte Joanna und zupfte ein kleines weißes Kuvert zwischen den blutroten Rosen heraus.

Petula nahm das Kuvert entgegen. Ihre Freundin versorgte inzwischen die Blumen, stellte sie in eine Vase, die sie mit Wasser gefüllt hatte, und dann ordnete sie die Rosen mit kundiger Hand.

»Was schreibt er?« fragte sie, stellte dann aber verwundert fest, daß Petula das Kuvert noch nicht geöffnet hatte. »Mach's doch auf!«

drängte sie die Freundin.

»Die Rosen sind nicht von Mike«, sagte Petula unangenehm berührt.

»Woher willst du das wissen?«

»Ich… ich fühle es.«

Joanna lachte. »Ich wußte nicht, daß du so etwas wie ein hellsichtiges Medium bist.«

Petula Boykin riß den Umschlag auf und zog mit zwei Fingern die Karte heraus. Joanna Snyder trat neben sie, um einen Blick zu erhaschen.

»Leer«, stellte sie enttäuscht fest.

Petula drehte die Karte um. Auch auf der Rückseite stand nichts.

»Ein Scherzbold«, sagte Joanna.

»Mike hätte etwas draufgeschrieben«, meinte Petula. »Jetzt bin ich sicher, daß die Rosen von diesem Fremden sind.« Sie warf Karte und Umschlag auf den Tisch. »Ich will diese Blumen nicht hier haben!«

»Ach, laß sie doch«, sagte Joanna. »Die Rosen können nichts dafür…«

»Sie sind von ihm, sollen mich an ihn erinnern!« sagte Petula aufgeregt.

»Sie sind wunderschön und verströmen einen geradezu betörenden Duft«, verteidigte Joanna die Rosen. »Wenn du sie nicht haben willst, schenk sie mir.«

»Ich würde sie am liebsten aus dem Fenster werfen.«

»Sei um Himmels willen nicht so aggressiv«, beschwichtigte Joanna Snyder die Freundin. »Die Rosen gehören ab sofort mir. Wenn du dich an ihrem Anblick nicht erfreuen kannst, sieh sie nicht an.«

Petula ließ sich in einen Sessel fallen und drehte sich damit um. Sie kehrte den stark duftenden Rosen den Rücken zu, wollte sie nicht mehr sehen.

Aber da war der Geruch… Er schwebte zu ihr und hüllte sie ein.

Er war ihr lästig. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Der aufdringliche Geruch dieser Rosen machte sie schwindlig und benommen.

Ihr war, als würde sich eine unsichtbare Schlinge um ihren Hals legen und langsam zuziehen. Sie rang nach Luft, doch alles, was sie in ihre Lunge bekam, war dieser seltsame Rosenduft.

Er kroch ihr auf eine unerklärbare Weise ins Blut und wurde von ihrem kräftig schlagenden Herzen durch den ganzen Körper gepumpt. Mit zitternder Hand griff sie sich an die Stirn, auf der ein dünner Schweißfilm glänzte.

Das… das sind keine normalen Rosen! durchfuhr es sie. Was um alles

in der Welt …

Das Wohnzimmer schwankte und drehte sich. Je heftiger Petula atmete, desto mehr bekam sie von dem seltsamen Duft in ihre Atemwege. Der Geruch wurde immer intensiver, und Petula glaubte auch, Schwefelgestank festzustellen.

Sie sprang auf, und Joanna sah sie besorgt an. »Himmel, Petula, was hast du vor?«

»Die Rosen müssen weg! Sie sind gefährlich!« ächzte Petula Boykin.

»Unsinn, Petula, es sind harmlose Blumen.«

»Es sind Teufelsrosen!« schrie Petula.

»Sag mal, willst du mich auf den Arm nehmen?« fragte Joanna entrüstet, aber dann sah sie, daß ihr die Freundin nichts vorspielte.

Petula ging es wirklich schlecht, und sie hatte eine panische Angst vor den Rosen. »Du solltest dich mal von einem Psychiater ansehen lassen«, riet sie der Freundin.

Petula rang schwer nach Luft. Sie atmete mit weit offenem Mund, war kreideweiß und schwankte. Joanna wollte sie stützen, denn sie glaubte, die Freundin würde gleich umfallen, aber Petula stieß sie zur Seite, warf die Glasvase um, packte die Rosen und lief damit in die Küche.

Gehetzt öffnete sie die Klappe des Müllschluckers und schleuderte die Teufelsrosen hinein. Als die Klappe zufiel, fühlte sich Petula Boykin etwas besser. Der schwere Alpdruck lastete nicht mehr auf ihrer Brust.

Die Luft, die sie jetzt einatmete, war nicht mehr mit diesem penetranten Gestank durchsetzt, löste in ihr nicht mehr dieses schreckliche Angstgefühl aus.

Als sie ins Wohnzimmer zurückkehrte, blickte Joanna Snyder auf die Wasserpfützen, die auf dem Tisch und auf dem Parkettboden glänzten.

»Also, das darf einfach nicht wahr sein«, sagte sie. »Ich habe eine Freundin, die spinnt.«

»Es… es tut mir leid, Joanna«, sagte Petula kleinlaut. »Aber diese Rosen … versuchten mich in ihren Bann zu ziehen.«

»Hör auf, so verrücktes Zeug zu reden. Merkst du nicht, daß du mich damit zwingst, an deinem Verstand zu zweifeln? Diese Blumen waren vollkommen in Ordnung. Sie waren so harmlos, wie Rosen nur sein können. Mädchen, wenn du nicht willst, daß ich mich von nun an in mein Schlafzimmer einschließe, dann hör auf, solchen Quatsch zu verzapfen. Es waren meine Rosen, die du weggeworfen hast, das möchte ich nur der Ordnung halber festhalten. Du hast mir die Blumen geschenkt.«

»Du kriegst andere.«

»Was wirst du mit denen machen? Ihnen die Köpfe einzeln abreißen? O Petula, ich mache mir ernsthaft Sorgen. Du hättest dich vorhin sehen müssen. Du warst völlig außer dir.«

»Daran waren die Rosen schuld. In ihnen steckte ein böser Zauber.«
Joanna seufzte. »Ich geb's auf. Willst du was trinken?«
»Nein.«
»Aber ich brauche was auf den Schock«, sagte Joanna Snyder und begab sich zur Hausbar. Während sie sich einen Cherry Brandy nahm, setzte sich Petula und starrte die Wand an.
»Ich habe Angst, Joanna«, sagte sie leise, fast flüsternd. »Da… da kommt etwas Schreckliches auf mich zu …«
»Ja, ein glatter Hinauswurf von mir, wenn du damit nicht aufhörst«, sagte die robuste Joanna schaudernd. Allmählich steckte Petula sie an, und das war ihr nicht angenehm.
»Dieser Mann führt etwas gegen mich im Schilde«, fuhr Petula Boykin mit tonloser Stimme fort.
»Ja! Ja!« sagte Joanna überlaut. »Er ist der Satan persönlich, schickt Teufelsrosen, die dir den Verstand rauben, will dich zu einer Hexe, zu einer Teufelsbraut machen, nicht wahr? Petula, ich habe genug von deinem Blödsinn! Ich will nichts mehr davon hören, es reicht nun wirklich! Willst du nicht lieber zusehen, daß hier wieder alles in Ordnung kommt?«
Petula stand wortlos auf und holte einen Eimer und ein saugfähiges Tuch.
Während sie das Blumenwasser aufwischte, lehnte Joanna neben der Hausbar und trank ihren Cherry Brandy.
»Entschuldige«, sagte Joanna, als Petula den Eimer hinausgetragen hatte und zurückkam. »Ich war vorhin ein bißchen zu grob mit dir. Es tut mir leid. Soll nicht wieder vorkommen. Aber du hast mich mit deiner dummen Hysterie richtig wild gemacht.«
»Es ist vorbei«, sagte Petula, doch das stimmte nicht. Tief in ihrem Innern hockte immer noch ein großer Rest jener Angst, die sie vorhin so furchtbar gepeinigt hatte. Aber sie wollte der Freundin damit nicht auf die Nerven gehen.
Auf Joanna hatten die Rosen nicht eingewirkt. Der Zauber hatte nur sie, Petula, getroffen. Seit ihr das klar war, fürchtete sie sich vor dem geheimnisvollen Unbekannten noch mehr. Sie stellte sich die bange Frage, was er als nächstes gegen sie unternehmen würde.
Sollte sie mit Mike darüber sprechen? An und für sich konnte sie mit Mike Baker über alles reden, doch würde er in diesem Fall nicht wie Joanna an ihrem Verstand zweifeln?
Teufelsrosen! Ein Mann, der zaubern kann… Wer glaubt so etwas schon?
»Bist du nun wieder einigermaßen okay?« erkundigte sich Joanna Snyder fürsorglich.
»Ja, es geht mir schon bedeutend besser.«
»Das höre ich gern. Dieser fremde Mann macht dir mehr zu schaffen

als ich dachte. Ich mache dir einen Vorschlag, Petula. Wenn der Knabe wieder mal dort unten steht, schnappen wir ihn uns gemeinsam und machen ihn zur Schnecke, einverstanden. Was der von mir alles zu hören kriegt, steckt er sich garantiert nicht hinter'n Spiegel!«

»Du bist ein Goldstück, Joanna.«

»Tu mir den Gefallen und lächle wieder.«

»Das klappt noch nicht, laß mir noch ein bißchen Zeit.«

»Wollte dich Mike Baker nicht abholen?«

»Er kommt um neun.«

»Warum so spät?«

»Sie lassen ihn in dieser Woche nicht früher raus aus der Druckerei«, sagte Petula.

»Was kann man um neun noch viel unternehmen? Da ist der Abend doch schon fast gelaufen.«

»Wir haben vor, eine Pizza zu essen, ein Glas Rotwein zusammen zu trinken, zu plaudern.«

»Auch über diesen Fremden?«

Petula Boykin schüttelte den Kopf. »Mit diesem Thema würde ich mir den Abend verderben.«

»Die Sache bleibt unser Geheimnis?«

»Ich denke, es ist besser so.«

Joanna Snyder schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Wir sagen deinem bescheuerten Verehrer den Kampf an. Wäre doch gelacht, wenn wir beide mit diesem Spinner nicht fertigwerden würden.«

Um Punkt neun hielt vor dem Haus Mike Bakers Ford Sierra. Petula stand seit zwei Minuten am Fenster, winkte ihrem Freund nun zu und bedeutete ihm, sie würde gleich hinunterkommen.

»Ich wünsche euch einen schönen Abend«, sagte Joanna, als Petula nach ihrer Handtasche griff.

»Wünsch' ich dir auch.«

»Allein. In einer leeren Wohnung. Du willst dich wohl über mich lustig machen. Ich werde mir die LP anhören, die du mir vorgestern mitgebracht hast, und dann zu Bett gehen. Der Schönheitsschlaf wird mir guttun.« Joanna begleitete die Freundin in die Diele und schloß hinter Petula die Tür. Vor dem Dielenspiegel stehend, frischte sie ihr Make-up auf.

Als sie in den Living-room zurückkehrte, blieb sie plötzlich überrascht stehen, denn in der Glasvase steckten wieder die Rosen! Jene dunkelroten Rosen, die Petula Boykin weggeworfen hatte!

»Das ist doch nicht möglich«, sagte Joanna Snyder verwirrt. »Ich fange doch nicht auch zu spinnen an, oder?«

Schwer legte sich der Duft der unheimlichen Rosen diesmal auf Joannas Lunge. Ein merkwürdiges Gefühl durchströmte sie, und sie

fühlte sich von den Blumen auf eine geheimnisvolle Weise angezogen.
Langsam näherte sie sich dem prachtvollen Strauß. Mechanisch hob sie die Hand und strich zärtlich über die roten Knospen, die ihr wie Lebewesen vorkamen.
Alles um sie herum wurde rätselhaft unwirklich, das Zimmer schien sich auszudehnen, sie glaubte, über sich statt der Decke den nachtschwarzen Himmel zu sehen, und wuchs auf dem Boden nicht Gras?
Die Rosen veränderten ihr Aussehen, und Joanna glaubte, viele blutrote Gesichter zu sehen. Gesichter, die alle gleich aussahen. Joanna erkannte in ihnen den Mann wieder, von dem sich ihre Freundin seit Tagen verfolgt fühlte. Hatte er es nun auf sie abgesehen?
Er lächelte sie an, und seine Lippen formten unhörbare Worte. Da war plötzlich ein schmerzhafter Stich. Erschrocken zog Joanna die Hand zurück und sah, daß sie sich an einem Rosendorn verletzt hatte.
Blut quoll aus der winzigen Wunde. Blut, das so rot war wie diese geheimnisvollen Zauberrosen.

***

Er hieß Jack Sarno und war gleichfalls ein Schüler von Angelo d’Alessandro. Es hatte ihn oft geärgert, daß d’Alessandro immer Peter Redgrave bevorzugte, und es erfüllte ihn nicht gerade mit Trauer, als er von Redgraves tödlichem Unfall erfuhr.
Damit, daß der schwarze Priester seinen Lieblingsschüler aus dem Grab holen wollte, war Jack Sarno selbstverständlich nicht einverstanden, aber er konnte nichts dagegen tun.
Er mußte die Entscheidungen seines Lehrmeisters akzeptieren und sich damit abfinden, daß ihm Redgrave auch in Zukunft vorgezogen werden würde.
Sarno war ein gelehriger Schüler. Er wollte so bald wie möglich unabhängig werden. Mit diesem Ziel unterwies ihn Angelo d’Alessandro in den schwarzmagischen Zauberkünsten. Wenn seine Ausbildung abgeschlossen war, würde ihn der schwarze Priester fortschicken, und er würde niemandem mehr Rechenschaft schuldig sein.
Er würde fortgehen von hier und die schwarzen Lehren weiter verbreiten, würde die Gesetze der Hölle befolgen und Menschen für die Mächte der Finsternis gewinnen.
Jack Sarno sah den Ford Sierra, der vor dem Haus stehenblieb, in dem Petula Boykin wohnte. Er hatte seinen Platz unter der Laterne verlassen und stand jetzt in einer finsteren Einfahrt.
Das blonde Mädchen stieg zu Mike Baker in den Wagen. Als Petula den Freund küßte, knirschte Sarno grimmig mit den Zähnen. Der Sierra fuhr fort, und Sarno konzentrierte sich auf die Rosen, die er von

einem Jungen in die Wohnung der Mädchen bringen ließ.

Angelo d’Alessandro hatte ihm beigebracht, auf welche Weise er die Kraft seines Willens verstärken und einsetzen konnte. Mit geschlossenen Augen stand er da, atmete schwer, und die Anstrengung ließ sein Gesicht wächsern werden.

Der Einsatz lohnte sich. Es gelang Jack Sarno mit diesem geistigen Kraftakt, die Rosen ins Wohnzimmer zurückzubringen, und er schuf eine Verbindung mit Joanna Snyder.

Als sie sich verletzte, huschte ein kaltes Lächeln über sein Gesicht.

Er verließ die düstere Einfahrt und betrat das Haus, in dem die Freundinnen wohnten.

Ein böses Feuer flackerte in seinen Augen, als er die Stufen hinaufstieg. Stille herrschte im Haus. Da Sarno Schuhe mit Kreppsohlen trug, war keiner seiner Schritte zu hören.

Er erreichte den zweiten Stock und stand Augenblicke später vor einer dunkelblauen Tür. Mit Hilfe der Rosen nahm er Einfluß auf Joanna Snyder.

Er befahl ihr, ihn einzulassen, und schon näherten sich drinnen ihre Schritte der Tür. Gehorsam schloß sie auf und öffnete. Als sie ihn sah, erschrak sie nicht. Sie erweckte fast den Anschein, als hätte sie ihn sehnsüchtig erwartet.

Wortlos gab sie die Tür frei. Er trat ein, und sie führte ihn ins Wohnzimmer. Zum ersten Mal befand er sich in dieser Wohnung, doch ihm war nichts fremd, denn seine Gedanken waren bereits mehrmals hier gewesen.

Das Blut an Joannas Finger erregte ihn. Das Mädchen wollte den Finger an die Lippen legen und an der kleinen Wunde saugen, doch er griff nach ihrer Hand und verlangte: »Lassen Sie mich das tun.«

Als er zu saugen begann, war es zunächst schmerzhaft, aber dann durchrieselte ein angenehmes Gefühl Joannas Hand.

Er ließ sie los, und sie betrachtete ihren Finger. Da war kein Blut mehr, aber auch keine Verletzung. Sonderbar.

»Dein Blut ist nun in mir«, sagte Jack Sarno durchdringend. »Von jetzt an gehören wir zusammen, sind Verbündete!«

Joanna Snyder nickte ergeben. »Was immer du mir befiehlst, ich werde es tun.«

***

Es verging kein Tag, an dem Mr. Silver nicht an Roxane dachte. Und es verging kaum ein Tag, an dem er nicht versuchte, die Spur der abtrünnigen Hexe zu finden.

Himmel und Hölle hatte er schon in Bewegung gesetzt, doch ein Erfolg stellte sich bisher nicht ein. Manchmal saß er in sich zusammengesunken da und überlegte, ob er irgendeine Möglichkeit

übersehen hatte, und wenn ihm der Gedanke kam, daß Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, Roxane gestellt und getötet haben könnte, krampfte sich jedesmal sein Herz schmerzhaft zusammen.

Mago, der Schwarzmagier, hatte ihm sein Höllenschwert gestohlen. Diese starke Waffe mit dem gefährlichen Eigenleben machte Mago mächtig, und Mr. Silver war das Gerücht zu Ohren gekommen, daß der Schwarzmagier sich nicht mehr ausschließlich auf die Jagd abtrünniger Hexen konzentrierte.

Das Höllenschwert ermöglichte es ihm, seinen persönlichen Machtbereich erheblich zu vergrößern, und wenn Mr. Silvers Informationen stimmten, sollten der Waffe in Magos Hand bereits einige Dämonen, die sich ihm nicht unterwerfen wollten, zum Opfer gefallen sein.

Bald würde es gehörig im Gebälk krachen, denn Mago hatte es in der Hand, das schwarze Machtgefüge zu verändern. Der Schwarzmagier war gefährlich geworden – und für viele Dämonen unbequem, doch niemand hatte den Mut, sich ihm in den Weg zu stellen.

Selbst Atax, die Seele des Teufels, beobachtete den Schwarzmagier nur aus sicherer Entfernung. Atax hatte die Spitze der dämonischen Heerscharen übernommen, und er wußte, daß er sich dort oben nur halten konnte, wenn er genügend Verbündete hatte, die ihn stützten.

Sollte Mago zur Spitze vordringen wollen, würde es nicht leicht sein, ihn davon abzuhalten. Dabei stand ihm noch nicht einmal die ganze Kraft des Höllenschwerts zur Verfügung, denn er kannte den Namen der Waffe nicht.

Es hieß, daß sich demjenigen der Name des Schwerts offenbaren würde, der die Klinge in Loxagons Grab stieß. Die Schwierigkeit aber war, daß niemand wußte, wo sich dieses Grab befand.

Es gab viele Mutmaßungen, und Mago hatte zahlreiche falsche Spuren verfolgt, die ihm außer Enttäuschungen nichts einbrachten, aber der Schwarzmagier würde die Suche nach Loxagons Grab nicht aufgeben, denn er wollte, mußte den Namen des Höllenschwerts erfahren.

Ob der Jäger der abtrünnigen Hexen Roxane mit dem Höllenschwert getötet hatte?

Mr. Silver schüttelte zornig den Kopf. Er wollte nicht daran denken, aber immer wieder stahl sich dieser schreckliche Gedanke in sein Hirn.

Er hatte Kontakt mit zahlreichen Dämonensippen aufgenommen – hier auf der Erde und in anderen Dimensionen. Er hatte Versprechungen gemacht und Drohungen ausgesprochen, doch niemand konnte ihm bisher helfen.

Roxane war und blieb verschollen.

Der Ex-Dämon legte die Hände auf sein Gesicht und atmete tief ein.

Es gab so viele Probleme, die in Schwebe waren. Wann konnten sie endlich gelöst werden?

Ein geisterhaftes Knistern alarmierte den Ex-Dämon. Er ließ die Hände sinken und sah Silberpartikel durch den Raum flirren. Sie bildeten in Gedankenschnelle ein Quadrat, eine Art Bildschirm, der dem Hünen entgegenleuchtete.

Jemand wollte ihm anscheinend eine Information »zuspielen«. Die Silberpartikel verdichteten sich, und der Ex-Dämon nahm darauf ein unscharfes Bild wahr.

Die Botschaft schien von weither zu kommen, hatte wahrscheinlich zahlreiche Störfelder zu überbrücken, wurde in den nächsten Augenblicken geringfügig schärfer, und Mr. Silver schrie laut auf:

»Roxane!«

Er sah sie in diesem Quadrat, das mitten im Zimmer schwebte: Roxane, seine Freundin, die er so sehr vermißte.

»Roxane! Hörst du mich?«

»Ja, Silver«, sagte das schwarzhaarige Mädchen. Ihre Stimme rauschte wie bei einer schlechten Rundfunkübertragung. »Ich höre dich.«

»Ich bin froh, dich zu sehen. Bist du in Ordnung? Roxane… ich…«

»Es hat sich einiges geändert, Silver. *Ich* habe mich geändert. Ich bin nicht mehr nur Roxane.«

»Was willst du damit sagen?«

»Daß ich zur Hälfte eine andere bin.«

Der Ex-Dämon starrte das Bild ungläubig an, begriff den Sinn ihrer Worte nicht ganz. »Wo bist du? Warum kommst du nicht zurück? Ich vermisse dich sehr, Roxane!«

»Es wird bald keine Roxane mehr geben, Silver. Sie wird sterben.«

»Was redest du denn da? Sag mir, wo du bist, damit ich zu dir kommen kann. Jemand hält dich gefangen, stimmt's? Wer ist es? Nenn mir seinen Namen! Ich werde gegen ihn kämpfen, ihn besiegen und dich befreien. Sag mir, wohin ich kommen soll!«

»Ich brauche deine Hilfe nicht, Silver.«

»Das glaube ich dir nicht«, sagte der Ex-Dämon aufgeregt.

»Warum belügst du mich? Soll ich mich deinetwegen nicht in Gefahr begeben? Das macht mir nichts aus. Du weißt, daß ich für dich jedes Risiko auf mich nehme. Ich will dich wieder bei mir haben, Roxane. Du bist schon zu lange fort…«

»Unsere Wege haben sich getrennt«, sagte die schöne schwarzhaarige Hexe. »Ich bin für dich verloren, gehöre zur Hälfte bereits einem anderen.«

»Was soll das mit dieser Hälfte?« wollte der Hüne mit den Silberhaaren wütend wissen. Er fragte sich, ob er es hier mit einem Trugbild zu tun hatte, das irgend jemand schuf, um ihn zu quälen. So

mußte es sein, denn das, was Roxane sprach, hätte sie niemals gesagt.

Er versuchte herauszufinden, woher die Botschaft kam, steckte seine Geistfühler aus und verfolgte die gegnerische Magie zurück. Er hoffte, bis zu ihrem Ursprung zu gelangen, aber da waren Blockaden, die er nicht so leicht überwinden konnte.

Seine magische Kraft zerbrach die erste Blockade, stieß aber schon nach kurzem auf die nächste. Er sprengte auch diese und die dritte.

Je weiter sie von ihm entfernt waren, desto mehr Kraft mußte er einsetzen, um die Distanz zu überbrücken.

Roxanes Bild verschwamm.

Mr. Silver rief sie, doch sie kehrte nicht zurück, löste sich auf dem Silberschirm auf. Dafür sah der Ex-Dämon ein anderes, ihm verhaßtes Gesicht.

Metal grinste ihn triumphierend an. »Ich werde dich in die Knie zwingen und vernichten!« dröhnte seine Stimme.

»*Du* hast Roxane entführt!« schrie Mr. Silver haßerfüllt. »Das wirst du mir büßen, Metal!«

»Ich habe keine Angst vor dir!«

»Ich werde dich töten!« brüllte Mr. Silver.

»Dazu bist du nicht stark genug. Wir kämpften schon einmal gegeneinander, und es gelang dir nicht, mich zu besiegen.«

»Beim nächsten Mal werde ich stärker sein als du«, behauptete der Ex-Dämon, doch Metal lachte ihn nur aus.

»Roxane ist für dich verloren«, behauptete er. »Sie hat es dir selbst gesagt.«

»Sie sagte, was du von ihr verlangt hast!« erwiderte Mr. Silver zornig. »Wo hast du dich verkrochen?«

»Irgendwo.«

»Bist du zu feige, es mir zu sagen?«

»Ich bin nicht feige!« herrschte Metal den Ex-Dämon an.

»Du hast Angst vor mir, sonst würdest du dich vor einem Kampf nicht drücken.«

»Ich werde dir gegenübertreten, wenn mir der Zeitpunkt paßt, und Arma wird an meiner Seite stehen.«

»Arma? Die Zauberin ist tot! Lange schon! Du kannst das doch nicht vergessen haben! Arma lebt nicht mehr, Metal, und deine Stunden sind auch gezählt!«

»Arma lebt in Roxane!« behauptete Metal.

»In Roxane?« Mr. Silver riß die perlmuttfarbenen Augen auf. »Du verdammter… Was machst du mit Roxane?«

»Ich mache sie zu Arma. Anfangs mußte ich sie zwingen, den Höllennektar zu trinken, jetzt verlangt sie schon selbst danach.«

Mr. Silver drohte vor ohnmächtiger Wut zu zerspringen. Roxane hatte gesagt, sie wäre zur Hälfte eine andere. Jetzt wußte er, wie sie

das meinte. Er kannte die Wirkung des Höllennektars, und eine gewaltige Zornwelle raste in seinen Kopf.

Es stimmte, verdammt, es stimmte: Mit Hilfe des Höllennektars konnte Metal aus Roxane eine zweite Arma machen. Die Umwandlung war zur Hälfte bereits vollzogen. Bald würde Roxane denken, fühlen und handeln wie Arma.

Sie würde nur noch wie Roxane aussehen, und auch dem konnte Metal Abhilfe schaffen: im Tal der fremden Gesichter!

Der Silberdämon lachte höhnisch. »Ich sehe, du begreifst allmählich.«

Der Ex-Dämon schüttelte die Fäuste. »Ich kriege dich, Metal! Ich weiß nicht, wo du jetzt bist, aber ich kenne dein Ziel: das Tal der fremden Gesichter! Wenn wir uns nicht schon früher begegnen, dann auf jeden Fall dort! Ich werde in diesem Tal auf dich warten!«

»Du nimmst dir viel vor«, höhnte Metal, »denn im Tal der fremden Gesichter wirst du's nicht nur mit mir zu tun haben, sondern auch mit Arma in Roxanes Gestalt.«

Der Silberdämon lachte schallend, und dieses Lachen sprengte den Silberschirm, der sich wieder in flirrende Partikel auflöste. Sie schwirrten fort; es gab kein Hindernis für sie.

Mr. Silver versuchte ihren Weg zu verfolgen, doch das ließ Metal nicht zu. Er brach die Verbindung ab, und damit blieb es für Mr. Silver ein Geheimnis, wo sich Roxane und Metal befanden.

***

Lance Selby ging es nicht gut. Ein grauenvolles Schicksal hatte ihn ereilt, als er den Mitgliedern der Organisation des Schreckens in die Hände fiel. [3]

Professor Mortimer Kulls synthetisches Blut ließ ihn zum gefährlichen Kamikaze-Monster werden, und er zog als Wurmkiller los, um Tucker Peckinpah zu ermorden und dabei selbst zu sterben.

Roxanes Eingreifen war es zu danken, daß sowohl Peckinpah als auch Selby noch lebten. Da niemand wußte, wie man die Wirkung des synthetischen Blutes aufheben konnte, versetzte Roxane den Parapsychologen in einen magischen Tiefschlaf, aus dem nur sie ihn wieder wecken konnte.

Lance Selby lag gewissermaßen auf Eis, bis einer seiner Freunde herausfand, wie man ihm helfen konnte.

Die Idee wäre nicht schlecht gewesen, wenn es keine Komplikationen gegeben hätte. Aber es gab sie: Mortimer Kulls künstliches Blut hatte Nebenwirkungen.

Lance verfiel im Tiefschlaf mehr und mehr, alterte, schien einzutrocknen. Es wäre dringend nötig gewesen, ihn zu wecken, um ihn zu kräftigen.

Aber Roxane war verschollen, und Oda, die weiße Hexe, konnte den

Verfall ihres Freundes nicht aufhalten. Verzweifelt saß sie oft stundenlang an seinem Bett, und es nagte in ihr, daß sie nicht helfen konnte.

»Er wird sterben«, flüsterte sie niedergeschlagen. »Und ich kann es nicht verhindern.«

Liebevoll streichelte sie Lance Selbys fahles Gesicht. Wie lange würde er noch hier liegen? Ein paar Wochen? Einen Monat? Länger?

Wann würde ihn Professor Kulls Blut völlig vergiftet haben?

Oda, die rothaarige Hexe, hätte jedes Opfer gebracht, um Lance zu helfen, doch sie wußte nicht, was sie für ihn tun konnte. Niedergeschlagen strich sie die Bettdecke glatt.

»Du darfst nicht sterben, Lance«, sagte sie trotzig. »Ich lasse es nicht zu!«

Sie verließ das Schlafzimmer. Lance Selby bekam von all dem nichts mit. Der magische Tiefschlaf hatte sein Bewußtsein völlig ausgeschaltet, und nur eine konnte diese Sperre aufheben: Roxane.

Oda stieg langsam die Stufen hinunter. Verloren sah sie sich im Living-room um. Seit Lance für sie nicht mehr da war, war alles so trostlos und leer.

Der Sinn ihres Lebens lag dort oben im Bett, verfiel zusehends und würde langsam ausleben, wenn ihn nicht noch ein Wunder rettete.

Die Einsamkeit lag wie eine zentnerschwere Last auf Odas Brust. Sie vermochte sich davon nicht mehr zu befreien.

Oda hielt es auf einmal nicht mehr allein aus. Sie wollte mit jemandem reden. Drüben, im Nachbarhaus, brannte Licht. Vielleicht war Tony Ballard zu Hause. Oder jemand anders. Egal, Oda wollte sich bei einem Freund aussprechen.

Sie trat aus dem Haus. Daß Lance sie rufen würde, daß er etwas von ihr brauchte – dazu würde es nicht kommen. Sie fehlte ihm nicht, wenn sie ihn für eine Weile allein ließ. Er wußte ja nichts mehr von ihr.

Oda läutete bei den Nachbarn. Mr. Silver öffnete, und die weiße Hexe sah ihm sofort an, daß irgend etwas vorgefallen war. Zorn funkelte in den Augen des Ex-Dämons.

Er ließ sie ein, und sie fragte ihn, was ihn so aufregte.

»Ich habe Roxane gesehen«, knurrte er.

»Das ist doch großartig!« stieß Oda aufgeregt hervor. »Wo hast du sie gesehen? Wo ist sie? Wird sie bald hier sein? Es wäre so wichtig für Lance, daß sie rasch kommt.«

Mr. Silver sagte der weißen Hexe, wie ihm Roxane gezeigt worden war, und er fügte gepreßt hinzu: »Es besteht die Gefahr, daß Roxane nie mehr zurückkommt, Oda.«

»Dann ist Lance verloren.«

»Wie geht es ihm?«

»Er verfällt mehr und mehr. In wessen Gewalt befindet sich Roxane?«
»Metal hat sie entführt, um Rache für Arma zu nehmen. Er wird Roxane zu Arma machen.«
»Das gelingt ihm nicht«, sagte Oda leidenschaftlich. »Roxane hat einen starken Willen.«
»Nicht mehr. Ihren Willen hat Metal bereits gebrochen.« Mr. Silver sprach vom Höllennektar, den Metal der Hexe aus dem Jenseits ständig einflößte, und er erklärte dem rothaarigen Mädchen, welche Wirkung Metal mit dem Trank bei Roxane erzielte.
Erschüttert hörte ihm Oda zu. Als er geendet hatte, sagte sie leise:
»Wenn ihm das gelingt, sehen wir Roxane nicht wieder.«
Die Augen des Ex-Dämons verengten sich. »Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Roxane doch noch retten zu können. Noch weiß ich nicht, wo sich Metal mit ihr befindet, aber wenn ich Glück habe, finde ich es heraus.«
An dieses Glück wagte Oda nicht zu glauben. Sie setzte sich mit finsterer Miene. »Du verlierst Roxane, ich verliere Lance. Warum? Warum muß das sein?«
»Noch sind wir nicht geschlagen, Oda.«
»Mach dir nichts vor, Silver. Womit willst du das Unglück abwenden?« Oda senkte den Blick. »Vielleicht habe ich noch eine einzige Möglichkeit, Lance zu retten.«
»Welche?« fragte Mr. Silver sofort.
»Die Mächte der Finsternis…«, sagte Oda mit brüchiger Stimme.
»Du hast den Verstand verloren!« stieß Mr. Silver zutiefst entrüstet hervor.
»Wenn ich umkehre, wenn ich mein Leben als weiße Hexe aufgebe…«
»Du weißt nicht, was du sagst, Oda!«
»Wenn ich auf die schwarze Seite zurückkehre, kann ich vielleicht eine Bedingung stellen: Meine Kraft für die schwarze Macht gegen Lance Selbys Leben.«
Mr. Silver schüttelte heftig den Kopf. »Das klappt nicht. Erstens läßt man sich von dir keine Bedingungen diktieren – und wenn, würde man sie nie einhalten… Aber denk doch weiter, Oda. Nehmen wir an, Lance wird von der schwarzen Macht gerettet, dann lebt er zwar weiter, aber er ist für dich verloren, denn als Teufelsbraut bist du seine Feindin. Er würde dich mit allen ihm zur Verfü- gung stehenden Mitteln bekämpfen und alles daransetzen, um dich zu töten.«
»Er würde leben.«
»Nicht mehr für dich!« sagte Mr. Silver. »Ich hoffe, daß du diesen wahnsinnigen Gedanken niemals ausführst. Wir könnten dann alle nicht mehr länger Freunde sein. Ich sage dir, dieses Opfer ist zu groß. Lance würde es nicht wollen, da bin ich sicher.«

Oda sah den Ex-Dämon verzweifelt an. »Dann sag mir, was ich sonst tun kann.«

»Ich weiß es nicht – noch nicht, Oda. Aber eines weiß ich mit absoluter Sicherheit, daß wir noch lange nicht verloren haben!«

***

Angelo d'Alessandro hatte Boram, den Vampir, geschaffen, und der Blutsauger, der zischend vor mir hochgeschossen war, griff mich augenblicklich an.

Ich fackelte nicht lange. Als der Nebel-Vampir vorwärtsschnellte, wich ich nach rechts aus, richtete meinen Colt Diamondback auf seinen schmalen Kopf und drückte ab.

Der Revolver donnerte, und es gab den gewohnten Rückschlag.

Auf dem St. Barnaby Cemetery war es mir gelungen, den Zombie mit einer einzigen Kugel zu vernichten.

Noch einmal gelang mir so ein Blitzsieg nicht. Vielleicht hatte ich zu überhastet gefeuert und den Vampir deshalb knapp verfehlt. Das Nebelwesen blieb jedenfalls auf den Beinen, fuhr herum und griff erneut an.

Ich zog den Stecher durch, und die geweihte Silberkugel raste durch seine Brust. Jetzt hätte er zu Boden gehen müssen, doch nichts dergleichen geschah.

Da begriff ich. Der Vampir bestand nur aus Dampf, hatte keinen Körper, den mein geweihtes Silbergeschoß treffen konnte. Genau genommen bestand mein Gegner nur aus feuchter Luft. Er würde deshalb auch nicht zu packen sein, und mein Faustschlag würde durch ihn hindurchgehen.

Ich saß gehörig in der Klemme. Blitzschnell wich ich aus, als der Nebel-Vampir seine Klauen um meinen Hals legen wollte. Die Hände des Blutsaugers verfehlten mich knapp.

Was wäre passiert, wenn er mich erwischt hätte? War es ihm möglich, mich festzuhalten, während ich ihn nicht berühren konnte? Er drehte sich und schlug mit dem Handrücken nach meinem Gesicht.

Ich federte in die Hocke, packte einen Stuhl und warf ihn durch das Wesen. Der Blutsauger mit den fingerlangen Augenzähnen stieß sich ab, katapultierte sich mir entgegen, ich stolperte bei meinem raschen Ausweichmanöver und fiel gegen die Wand.

Wieder schlug das Wesen aus grauem Dampf zu, und diesmal kam ich nicht schnell genug weg. Sofort bekam ich eine Antwort auf die Frage, was passiert, wenn…?

Die Faust des Vampirs traf mich, und ich schrie auf. Noch nie hatte mich so ein Schlag getroffen. Es war für mich eine völlig neue Erfahrung.

Das war kein harter Schlag, der mich von den Beinen riß, es klatschte

nicht einmal, als ich getroffen wurde, aber da war ein fürchterliches Brennen in meinem Gesicht.

Mir kam es vor, als wäre meine Haut verätzt. Der Vampir bestand aus einem magischen Nesselgift!

Sein Schlag brannte nicht nur wie Feuer, er entzog mir außerdem Energie. Deutlich spürte ich, wie ich nach diesem einen Treffer schwächer wurde – und ich wußte noch immer nicht, wie ich mit diesem Nessel-Vampir fertigwerden sollte.

Meine Wange brannte höllisch. Ich versuchte alles, um nicht noch einmal getroffen zu werden, aber der körperlose Blutsauger erwischte mich ein zweites Mal.

Wieder büßte ich Kräfte ein. Teufel, der Nessel-Vampir würde mich schaffen, wenn mir nicht ganz schnell etwas einfiel.

Ich hechtete so weit wie möglich von ihm fort.

Nachdem ich rasant abgerollt war, sprang ich auf die Beine. Der Nessel-Vampir folgte mir, und Angelo d'Alessandro genoß das Schauspiel. Er lachte aus vollem Halse und schrie immer wieder:

»Töte ihn, Boram! Töte Tony Ballard!«

Das hätte Boram nicht allzuviel Mühe gekostet, ich geb's zu, aber da kam mir plötzlich eine Idee.

Auf den Nessel-Vampir brauchte ich meinen Colt Diamondback nicht mehr abzufeuern, das wäre nur eine Verschwendung der Silberkugel gewesen.

Aber der Zauberer war aus Fleisch und Blut! Er war nicht einmal ein Dämon! Ihm konnte ich mit einem Silbergeschoß sehr wohl etwas anhaben.

»D'Alessandro!« brüllte ich und zielte im Beidhandanschlag auf den Mann, der so gut mit der schwarzen Magie vertraut war. »Stoppen Sie ihn! Stoppen Sie den Vampir! Zwingen Sie mich nicht, auf Sie zu schießen! Bei Gott. Ich würd's tun!«

Angelo d'Alessandro sah mir an, wie ernst es mir mit meiner Drohung war. Jetzt lachte er nicht mehr. Ein nervöses Zucken lief über sein Gesicht, während sich Boram zum Sprung duckte.

Ich konnte nur hoffen, daß der Zauberer den Nessel-Vampir zurückhielt. Wenn nicht… Daran wollte ich lieber nicht denken.

»D'Alessandro!« schrie ich noch einmal.

Die Sekunden rannen dahin wie zähflüssiger Sirup. Verflucht noch mal, wann würde sich d'Alessandro endlich zu einer Entscheidung durchringen? Er mußte Boram in seinem eigenen Interesse stoppen, denn bevor der Nessel-Vampir sich ein weiteres Mal auf mich stürzte, würde mein Diamondback losgehen, das stand fest.

»Boram!« rief der Zauberer endlich. »Halt!«

Der Nessel-Vampir erstarrte, rührte sich nicht mehr von der Stelle.

Mir schlug das Herz bis zum Hals hinauf. Schweiß rann über mein

Gesicht.

Das war knapp gewesen. Aber ich hatte noch keinen Grund, aufzuatmen.

»Rufen Sie ihn zurück!« verlangte ich.

»Boram!« sagte der Zauberer nur, und der gefährliche Nessel-Vampir zog sich zurück. Er stellte sich neben Angelo d'Alessandro, und ich fühlte mich von ihm durchdringend angestarrt.

»Ich hoffe, Sie können solche Wesen nicht nur schaffen, sondern auch wieder verschwinden lassen!« sagte ich scharf.

»Sie sind besser, als ich dachte, Mr. Ballard«, entgegnete Angelo d'Alessandro.

»Sparen Sie sich Ihr Lob.«

»Sie hatten nur diese eine Chance. Gegen Boram hätten Sie verloren.«

»Tun Sie etwas, damit er sich auflöst!«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Mr. Ballard.«

Ich erinnerte ihn an seine schwache Position, indem ich den Lauf meines Revolvers auf und ab wippen ließ. »Ich denke, Bedingungen stellen und Vorschläge machen kann nur ich, Mister d'Alessandro.«

»Ich habe nicht die geringste Lust, ins Gefängnis zu gehen.«

»Daran führt kein Weg vorbei!« sagte ich unerbittlich. »Ich bin gezwungen, Sie aus dem Verkehr zu ziehen, damit Sie nicht noch mehr ›Streiche‹ aushecken. Was können Sie eigentlich noch, außer Tote aus Gräbern holen und Nessel-Vampire schaffen?«

»Ich hatte hervorragende Lehrmeister.«

»All Ihre Zaubertricks werden Sie aber nun doch nicht davor bewahren, daß man Sie einsperrt.«

Angelo d'Alessandro lächelte dünn. »Damit würden Sie sich keinen Gefallen erweisen, Mr. Ballard.«

»Sie irren sich. Wenn ich weiß, daß Sie nichts mehr anstellen können, befriedigt mich das sogar ungemein.«

»Ich möchte Sie zu einem Geschäft überreden.«

»Sagten Sie nicht, Sie hätten sich so gut wie möglich über mich informiert? Und dann kommen Sie mir so? Sie müßten wissen, daß ich noch nie mit Männern Ihrer Sorte ein Geschäft gemacht habe.«

»Dann machen Sie eben heute mal eine Ausnahme.«

Ich schüttelte entschieden den Kopf. »Ist nicht drin, d'Alessandro! Sie werden jetzt diesen Nessel-Vampir vernichten und mich dann zur Polizei begleiten.«

»Ich bin in der Lage, aus diesem schwarzen Vampir einen weißen zu machen«, sagte Angelo d'Alessandro. »Sie hätten dann nichts mehr von Boram zu befürchten. Er wäre Ihr Diener.«

»Ich brauche keinen Diener.«

»Oh, sagen Sie das nicht, Mr. Ballard. Seien Sie nicht so voreilig. Boram könnte Ihnen unschätzbare Dienste erweisen. Er wäre Ihnen

eine große Hilfe.«

»Ich helfe mir schon selbst«, sagte ich frostig. »Lösen Sie endlich dieses Nessel-Biest auf.«

»Es ist nicht viel, um was ich Sie bitten möchte, Mr. Ballard. Sie sollen es mir nur ersparen, daß man mich wie einen schäbigen Verbrecher in eine triste Gefängniszelle sperrt. Meine Gegenleistung wäre unvergleichlich höher.«

»Nichts zu machen, d'Alessandro. Geben Sie sich keine Mühe. Sie können mich nicht ködern! Sie hätten sich früher überlegen müssen, was Sie tun. Wenn Sie sich nicht den schwarzen Künsten verschrieben hätten, wäre Ihnen das Zuchthaus erspart geblieben.«

»Würde es Ihnen nicht genügen, mich hier festzusetzen? Sie können mich in meinem Haus unter Arrest stellen. Lassen Sie mich rund um die Uhr bewachen. Ich verspreche Ihnen, keinen Fluchtversuch zu unternehmen.«

»Sie werden Baphomet bitten, Ihnen beizustehen, wie Sie es auf dem Friedhof getan haben!«

»Und wenn ich Ihnen verspreche, es nicht zu tun?«

»Ich traue einem Kerl wie Ihnen nicht.«

»Sie kennen mein Angebot noch nicht, Mr. Ballard. Es könnte Sie umstimmen. Boram wird zum weißen Vampir. Tageslicht kann ihm nichts anhaben, er kann Sie jederzeit überallhin begleiten, und er wird auf Ihren Befehl hin jedes schwarze Wesen vernichten. Boram ist eine Waffe, derer Sie sich bedienen können, wann immer Sie wollen. Er ist schnell, lautlos und gefährlich. Sie haben es selbst erlebt. Sein Nesselgift schwächt die Energie seiner Gegner. Er entkräftet sie zuerst und vernichtet sie dann.«

So ein Wesen auf der Seite des Guten wäre nicht schlecht gewesen, doch ich traute diesem Angebot nicht. Es kam von einem Zauberer und konnte deshalb nicht seriös sein.

»Wenn Sie Boram zum Guten wenden, verfeinden Sie sich mit der Hölle«, sagte ich. »Ich glaube nicht, daß Sie wirklich diese Absicht haben.«

»Ich bin gezwungen, meine Haut zu retten«, sagte Angelo d'Alessandro. »In einer Gefängniszelle würde ich zugrundegehen.«

Mein Plan war, diesem Mann von Mr. Silver die Zauberkräfte und das Wissen um die schwarze Magie nehmen zu lassen. Der Ex-Dämon war in der Lage, all das aus d'Alessandros Hirn zu löschen.

»Mein Angebot ist noch nicht vollständig«, bemühte sich der Zauberer weiter, mich umzustimmen. »Boram ist nur ein Teil davon, Mr. Ballard. Ich weiß, daß Mr. Silver eine Zeitlang das Höllenschwert besaß, und ich kenne die Geschichte dieser starken Waffe mit dem gefährlichen Eigenleben. Mir ist bekannt, daß das Höllenschwert für einen Dämon namens Loxagon geschmiedet wurde. Er hielt sich mit

dieser Waffe in der Hand für unbesiegbar, wurde grö- ßenwahnsinnig und wollte nach dem Höllenthron greifen, worauf sich die vielen Feinde, die er sich im Laufe der Zeit schuf, gegen ihn verbündeten und ihn vernichteten. Kein Dämon spricht über ihn; sie tun alle so, als hätte es ihn nie gegeben.«

»Ich kenne Loxagons Geschichte«, sagte ich. D'Alessandro hatte mein Interesse geweckt.

»Ihre Freunde unternahmen alle Anstrengungen, um Loxagons Grab zu finden, soviel ich weiß«, sagte der schwarze Priester. »Denn es heißt, daß derjenige sich das Höllenschwert vollkommen untertan machen kann, der seinen Namen kennt, und diesen erfährt man nur auf eine Weise: Man muß die Klinge des Schwerts in Loxagons Grab stoßen.«

»Ist mir alles bekannt«, sagte ich unwillig. »Damit erzählen Sie mir nichts Neues. Ihnen ist mit Sicherheit nicht entgangen, daß es für uns mittlerweile nicht mehr so wichtig ist, Loxagons Grab zu finden.«

»Sie meinen, weil Mr. Silver nicht mehr im Besitz des Höllenschwerts ist. Es gehört jetzt Mago.«

»Richtig.«

Angelo d'Alessandro lächelte kalt. »Angenommen, Mr. Silver gelingt es, sich die Waffe wiederzuholen. Wäre es dann nicht von großem Nutzen, den Namen des Schwerts zu erfahren?«

»Sie reden so, als wüßten Sie, wo sich Loxagons Grab befindet«, sagte ich und musterte d'Alessandro eingehend.

Der Zauberer hob die Schultern. »Vielleicht kenne ich den Weg, der dorthin führt. Vielleicht bekommen Sie von mir einen wertvollen Hinweis…«

»Vorausgesetzt, ich lasse Sie nicht einsperren.«

»Das ist meine Bedingung. Sie verlieren nichts, wenn Sie mich hier unter Arrest setzen, Mr. Ballard. Es wäre dumm von Ihnen, wenn Sie auf mein Angebot nicht eingehen würden. Es bringt Ihnen ungeahnte Vorteile. Sie werden Loxagons Grab finden, und wenn Mr. Silver dem Jäger der abtrünnigen Hexen das Höllenschwert abnimmt…«

Ich kniff die Augen mißtrauisch zusammen. »Wo ist der Pferdefuß, d'Alessandro?«

Der Zauberer hob beteuernd die Hände. »Es gibt keinen. Ich schwör's bei…«

»Bei Baphomet?« fragte ich spöttisch.

»Wie stehen Sie zu meinem Angebot?«

Es war eine große Versuchung. Ich wußte nicht, ob ich darauf eingehen sollte. Zu erfahren, wo sich das magische Grab befand, wäre schon sehr wichtig für uns gewesen, denn Mr. Silver hatte die Absicht, sich das Höllenschwert wiederzuholen.

Die eigenwillige Waffe unterwarf sich nur jenen, die sie mit ihrem

starken Willen niederzwangen. Ich zum Beispiel durfte das Höllenschwert nicht berühren, denn mein Wille war nicht stark genug. Die Waffe hätte sich gegen mich gewandt und mich getötet.

Aber selbst Mr. Silver durfte dem Höllenschwert niemals ganz vertrauen. Ein Moment der Unachtsamkeit genügte, um die Kontrolle über die Waffe zu verlieren. Diese Gefahr bestand auch für Mago, den Schwarzmagier, deshalb unternahm mit Sicherheit auch er alle Anstrengungen, Loxagons Grab zu finden.

Wer würde dieses Ziel früher erreichen? Mago oder wir?

Hier bot sich mir die Möglichkeit, einen Vorsprung zu erzielen.

Durfte ich das Angebot des schwarzen Priesters ausschlagen? Die Entscheidung fiel mir nicht leicht.

»Ein weißer Vampir und die Chance, auf Loxagons Grab zu sto- ßen, Mr. Ballard«, sagte Angelo d'Alessandro hartnäckig. »Sie können es sich nicht leisten, mich ins Zuchthaus zu schicken.«

Ich nickte langsam. »Abgemacht, d'Alessandro. Ich setze Sie in Ihrem Haus fest und bitte Mr. Silver, sich mit Ihnen zu befassen, sobald er Zeit hat. Sie werden Ihre Zauberkräfte einbüßen und sie nie mehr wiedererlangen, dafür wird Mr. Silver sorgen.«

Angelo d'Alessandro hob die Schultern. »Ich weiß, daß ich verloren habe, Mr. Ballard. Wenn Sie mir das Zuchthaus ersparen, bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet.«

»Dann erfüllen Sie mal Ihren Teil der Abmachung«, verlangte ich.

»Welcher Weg führt zu Loxagons Grab?«

»Zuerst Boram«, sagte der schwarze Priester. Er hob die Hände und zeichnete magische Symbole in die Luft, und über seine dünnen Lippen perlten die Worte einer mit unbekannten Zaubersprache:

»Osei en hisse e eni revaetum!«

Ich beobachtete den Nessel-Vampir mit großer Aufmerksamkeit.

Zumindest äußerlich ging mit ihm keinerlei Verwandlung vor. Reglos stand er da, als kümmerten ihn die Beschwörungen des Zauberers nicht.

Mir kam der Verdacht, daß mich Angelo d'Alessandro aufs Kreuz legen wollte. War es nicht tödlich gefährlich, sich auf diesen ungewöhnlichen Handel einzulassen?

Wie sollte ich prüfen, ob Boram die Fronten gewechselt hatte?

Würde sich dieses grausame Wesen nicht bei der erstbesten Gelegenheit wieder gegen mich wenden?

»Er ist von nun an Ihr Diener«, behauptete Angelo d'Alessandro.

»Ich warne Sie!« knurrte ich. »Wenn Sie denken, mich austricksen zu können, befinden Sie sich auf dem Holzweg. Sollte Boram über mich herfallen, sollte es ihm gelingen, mich zu töten, werden meine Freunde Sie vernichten!«

»Boram wird Ihnen nichts tun, ich verspreche es Ihnen, Mr. Ballard.

Sie können ihm befehlen, was Sie wollen, er wird gehorchen.«
»Angenommen, ich würde ihn auf Sie hetzen.«
»Er würde gehorchen.«
»Boram! Greif ihn an!« sagte ich sofort, und der Nessel-Vampir wandte sich tatsächlich gegen den Zauberer, der entsetzt zurückwich. Ich widerrief meinen Befehl. »War nur ein Versuch«, sagte ich grinsend.
Angelo d'Alessandro atmete laut aus. »Sie trauen mir immer noch nicht.«
»Ich habe eine Menge schlechter Erfahrungen hinter mir.«
Als ich von Boram verlangte, er solle zu mir kommen, gehorchte er unverzüglich. Es war noch ungewohnt für mich, ihn zu befehligen, aber bald würde ich ihn wie eine Waffe gegen meine Feinde einsetzen. »Und nun zu Teil zwei unseres Geschäfts«, sagte ich.
»Ich weiß natürlich nicht, wo sich Loxagons Grab befindet, Mr. Ballard…« Der schwarze Priester sah, wie sich mein Blick verdüsterte, und fuhr schnell fort: »Aber ich weiß, welchen Weg Sie einschlagen müssen, um dorthin zu gelangen.«
»Okay«, sagte ich gespannt. »Ich höre.«
»Nachdem Loxagon vernichtet war, wurde er von drei Dämonen fortgebracht und begraben. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, daß Loxagons Name nicht mehr genannt werden durfte, und man hielt sich daran. Niemand außer diesen drei Dämonen wußte, an welchem Ort Loxagon begraben war. Auf diese Weise sollte verhindert werden, daß Loxagons Anhänger versuchten, ihn zurückzuholen.«
»Wäre das denn möglich?« fragte ich.
»Ich weiß es nicht. Wer kennt schon die unzähligen Möglichkeiten dieser dämonischen Wesen?«
»Wie heißen die Dämonen, die Loxagon begruben?« wollte ich wissen.
»Das wurde meines Wissens nicht überliefert. Sie leben nicht mehr, gingen in den Wirrnissen zugrunde, zu denen es nach Loxagons Tod kam. Vielleicht wußten sie, daß sie bald ihr Leben verlieren würden. Vielleicht hielten sie es für wichtig, ihren Nachfahren einen Fingerzeig zu hinterlassen. Jedenfalls soll irgendwo eine Karte existieren, mit der das Grab des Dämons zu finden ist.«
»Ist das alles, was Sie mir zu bieten haben?« fragte ich enttäuscht.
»Noch nicht«, sagte der Zauberer. »Die Namen jener drei Dämonen kennt niemand mehr, aber deren Anfangsbuchstaben blieben erhalten: U – N – A. Sie ließen diese Buchstaben zu einem kunstvollen goldenen Ornament zusammenfassen. Jedem gehört ein Drittel davon und wenn sie ihre Ornamentteile zusammensetzten, bildeten diese einen goldenen Kreis. Legt man diesen goldenen Ornamentkreis richtig auf jenen alten Plan, erfährt man, wo sich Loxagons Grab befindet. Man

muß auf das A achten. UNA leben schon lange nicht mehr, aber die goldenen Ornamentdrittel gibt es noch.«

»Wo befinden sie sich?«

»Die Zeiten haben sie über die Welten verstreut. Ich weiß nur, wo sich das U befindet. Ein Dämon Namens Kaddo trägt es an seinem Hals. Er kennt den Besitzer des N-Ornaments, nicht aber jenen, der das goldene A trägt. Dessen Namen weiß wiederum nur der N-Trä- ger.«

»Und der Dämon, dem das A gehört, weiß, wo die Karte zu finden ist?« fragte ich.

»Das kann ich nicht sagen. Diese Frage müssen Sie schon ihm stellen, Mr. Ballard.«

»Das werde ich tun«, erwiderte ich. »Sie brauchen mir nur noch zu verraten, wo ich Kaddo finde. Alles andere erledige ich dann selbst.«

»Kaddo lebt in England, auf einem alten Schloß. Natürlich weiß kaum jemand, daß er ein Dämon ist, und er hat sich eine Tarnexistenz zugelegt.«

»Wie nennt er sich?«

»Lord Jeremy Barrington.«

Ich überlegte rasch, ob ich diesen Namen schon mal gehört hatte.

»Das düstere Schloß befindet sich in Cornwall«, fuhr Angelo d'Alessandro fort. »Es heißt Barrington-Castle. Boram wird Ihnen helfen, Kaddo das erste Ornamentdrittel abzunehmen, und er wird Kaddo zwingen, Ihnen den Namen des zweiten Ornamentträgers zu verraten. Sagen sie selbst, Mr. Ballard, haben Sie ein schlechtes Geschäft gemacht?«

»Darauf antworte ich Ihnen, wenn ich den goldenen Ornamentkreis zusammengesetzt und auf die alte Dämonenkarte gelegt habe«, erwiderte ich grinsend.

***

»Du weißt, was du zu tun hast!« sagte Jack Sarno zu Joanna Snyder.

Das Mädchen mit den slawischen Zügen nickte ergeben. Seit sie sich an den Teufelsrosen verletzt und Sarno ihr Blut aus der Wunde gesogen hatte, war sie verändert.

Wie in Trance stand sie vor dem unheimlichen Mann, der sie zu seiner Komplizin gemacht hatte. Er grinste zufrieden. Er liebte es, Macht auszuüben, und er war Angelo d'Alessandro dankbar für alles, was dieser ihm bisher beigebracht hatte.

D'Alessandro war ein Meister, ein schwarzer Priester, anerkannt von den Mächten der Finsternis, und um diese Anerkennung wollte sich Jack Sarno ebenfalls bemühen, sobald der Meister ihn entließ.

Er hatte hochfliegende Pläne. Er würde gewissermaßen nach den schwarzen Sternen greifen, sobald ihm Angelo d'Alessandro das nötige Rüstzeug mit auf den Weg gegeben hatte, und es war seiner Ansicht

nach nicht unrealistisch, zu glauben, daß er d'Alessandro eines Tages sogar überflügeln würde.

Er war ein von Ehrgeiz zerfressener Mann, dem das, was d'Alessandro bisher erreicht hatte, nicht genügen würde. Sein großes Ziel war es, von Baphomet in den Dämonenstand erhoben zu werden.

Unermeßliches, Unvorstellbares lag dann vor ihm, und er hatte die Absicht, sich des Geschenks der Unsterblichkeit besonders würdig zu erweisen.

So sah Jack Sarno seine Zukunft. Ihm war aber klar, daß noch ein langer, steiniger, dornenreicher Weg vor ihm lag. Ein Weg, den er nicht allein gehen wollte.

Petula Boykin sollte ihn begleiten. Seit er sie zum erstenmal gesehen hatte, wollte er sie besitzen. Tagelang verfolgte er sie überallhin und fand heraus, daß es in ihrem Leben bereits einen Mann gab.

Mike Baker hieß er, und Petula war in ihn verliebt, doch das hielt Sarno nicht davon ab, sie weiterhin zu begehren. Er wollte dieses blonde Mädchen haben. Baker war für ihn kein ernstzunehmendes Hindernis.

Er hatte hier und heute die Weichen gestellt. Noch war er nicht fähig, ein Wesen aus Nesseldampf zu schaffen, aber er wußte sich anders zu helfen.

Er brauchte keinen Nessel-Vampir, um zu erreichen, was er wollte.

Dieses Mädchen – zum willenlosen Werkzeug gemacht – würde denselben Zweck erfüllen.

Mike Baker – das würde bald nur noch ein Name auf einem Grabstein sein!

***

Ich wandte mich an Boram. »Kannst du sprechen?«

»Ja, Herr«, antwortete der Nessel-Vampir mit einer rasselnden, unangenehmen Stimme.

»Du wirst mich nach Cornwall begleiten.«

»Wie du es wünscht, Herr.«

»Paß auf ihn auf!« befahl ich meinem Diener und wies auf d'Alessandro. Großer Gott, nie im Leben hätte ich mir träumen lassen, eines Tages einen weißen Vampir an meiner Seite zu haben. Boram gehorchte wie ein abgerichteter scharfer Wachhund.

Natürlich fragte ich mich, wie schnell Angelo d'Alessandro ihn wieder umdrehen konnte. Genügte ein anderer Spruch, um den weißen Vampir wieder auf die schwarze Seite zu holen?

Ich riet d'Alessandro, den Mund zu halten, denn sowie eine magische Formel über seine Lippen kam, würde ich keine Garantie mehr für meinen Zeigefinger übernehmen, der immer noch auf dem Abzug meines Revolvers lag.

»Sie sind mißtrauischer, als ich es für möglich gehalten hätte, Mr. Ballard«, sagte der schwarze Priester.

»Bestimmt nicht grundlos«, gab ich frostig zurück. »Wir haben zwar ein Geschäft miteinander gemacht, aber ich traue Ihnen auch weiterhin nicht über den Weg.«

Ich begab mich zum Telefon, nahm den Hörer ab und wählte Tucker Peckinpahs Geheimnummer. Ich konnte meinen Partner zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen, wenn ich ihn brauchte.

Wie meistens, nahm auch diesmal Cruv, der Gnom von der Prä-Welt Coor, Peckinpahs Leibwächter, das Gespräch entgegen.

»Hallo, Kleiner«, sagte ich. »Alles in Ordnung?«

»Hier ja. Und bei dir?« fragte der Gnom zurück.

»Bei mir tut sich einiges.«

»Erzähle, Tony.«

»Gib mir Tucker Peckinpah. Ich möchte meinen Bericht nicht zweimal herunterleiern.«

»Ich bin wohl zu klein für Neuigkeiten, wie?«

»Krieg mir bloß keinen Minderwertigkeitskomplex, Kleiner. Du weißt, daß du mir lieb und wert bist. Peckinpah wird dich informieren, okay?«

»Na schön.«

Es herrschte einige Sekunden Stille in der Leitung. Dann meldete sich der reiche Industrielle. »Wo brennt's denn diesmal, Tony?«

Ich wollte es sagen, aber da stieg mir unverhofft eine rote Welle in den Kopf. Für Sekundenbruchteile sah ich nichts – nur rot. Da war er wieder, dieser seltsame Schwächeanfall.

Er war gleich wieder vorbei, und ich war froh, daß Angelo d'Alessandro nichts davon mitbekommen hatte, denn der schwarze Priester hätte diese Chance mit Sicherheit genützt.

Wie schon so oft in jüngster Vergangenheit fragte ich mich, wodurch diese unerklärlichen Anfälle ausgelöst wurden. Sie traten so überraschend auf wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und ich machte mir ihretwegen große Sorgen.

Manchmal hatte ich den Eindruck, als würde ich mich verändern.

Ja, ich hatte sogar schon einmal die Vision, London wäre nicht meine Heimatstadt; ich würde woanders hingehören.

Irgend etwas stimmte mit mir nicht, und ich hätte zu gern gewußt, was es war, um etwas dagegen unternehmen zu können. Wenn ich unter Druck stand, sackten diese Sorgen ins Unterbewußtsein ab, doch sie tauchten immer wieder auf.

Ich hatte schon erwogen, mich in eine Klinik zu legen und mich komplett durchuntersuchen zu lassen, doch bisher hatte ich mir dafür nicht die Zeit genommen.

Bisher fand ich vor mir selbst immer wieder eine Ausrede. Wie lange

noch? Würde ich eines Tages mitten im Kampf zusammenklappen? Es war nicht auszuschließen…

»Tony, hallo, Tony!« rief Tucker Peckinpah, und obwohl mir seine Stimme seit vielen Jahren vertraut war, kam es mir vor, als würde ein Fremder zu mir sprechen. »Sind Sie noch dran, Tony?«

»Ja, Partner, ich bin noch hier«, sagte ich schnell.

»Haben Sie ein Problem?«

Niemand wußte bisher von diesen merkwürdigen Anfällen. Ich wollte meine Freunde nicht beunruhigen. Aber irgendwann würden sie wohl von selbst draufkommen.

Ich berichtete dem Industriellen mit den sagenhaften Verbindungen, was ich erlebt hatte.

Als Tucker Peckinpah erfuhr, daß auf dem St. Barnaby Cemetery ein von mir vernichteter Zombie lag, sagte er: »Ich sorge dafür, daß man ihn noch vor dem Morgengrauen begräbt.«

Anschließend kam ich auf Angelo d'Alessandro zu sprechen. Das Geschäft, zu dem ich mich bereit erklärt hatte, mißfiel Tucker Peckinpah. Er befürchtete eine Finte des schwarzen Priesters, aber er sah ein, daß ich die Chance, Loxagons Grab zu finden, unbedingt nützen mußte.

»Ich brauche ein paar zuverlässige, unerschrockene Männer, die d'Alessandro bis auf weiteres bewachen«, sagte ich. »Wie schnell können Sie solche Leute auftreiben?«

»Wohin sollen sie kommen?«

Ich nannte die Adresse.

»In einer Stunde sind sie da«, versprach Tucker Peckinpah, und ich wußte, daß ich mich darauf verlassen konnte.

Damit Angelo d'Alessandro sich keiner magischen Hilfsmittel bedienen konnte, sollten die Männer all diese Dinge in den Keller schaffen und einschließen.

»Okay, Tony«, sagte Tucker Peckinpah.

»Sie können aber noch mehr für mich tun, Partner«, sagte ich.

»Immer heraus damit. Sie wissen, daß ich mich gern nützlich mache.«

Ich erwähnte Lord Jeremy Barrington, der in Cornwall lebte. »Verschaffen Sie mir alles, was Sie an Informationen über ihn auftreiben können.«

»Ich klemme mich sofort dahinter. Bis morgen früh haben Sie die Informationen. Aus welchem Grund interessiert Sie der Mann?«

»Er ist ein Dämon. Sein richtiger Name lautet Kaddo«, sagte ich.

Tucker Peckinpah pfiff durch die Zähne. Ich rundete meinen Bericht ab und erwähnte der Vollständigkeit halber, daß Kaddo einer der drei Ornamentträger wäre, also die erste Stufe, die ich erklimmen mußte.

Kaddo würde mir verraten, wo ich die zweite Stufe fand. Aber ich

machte mir nichts vor. Der Aufstieg zu Loxagons Grab würde kräfteraubend werden.

Peckinpah bot mir seinen Privathubschrauber an. »Er wird für Sie morgen bereitstehen«, sagte der Industrielle. »Ich hoffe, Sie begeben sich nicht allein nach Cornwall.«

»Auf jeden Fall wird mich Boram begleiten.«

»Boram?« fragte Tucker Peckinpah verwirrt.

Ich klärte ihn auch noch in diesem Punkt auf.

»Tony, Tony«, sagte er, und ich konnte förmlich sehen, wie er bedenklich den Kopf wiegte. »Glauben Sie, daß das eine gute Idee ist?«

»Was befürchten Sie, Partner?«

»Er könnte Ihnen in den Rücken fallen. Ich würde ihm an Ihrer Stelle auf keinen Fall uneingeschränktes Vertrauen entgegenbringen. Außerdem würde ich Mr. Silver mitnehmen.«

»Mal sehen, ob er Zeit hat«, sagte ich. »Und nun an die Arbeit, Partner. Ich möchte nach Hause.«

»Ich kurbele die Maschinerie sofort an«, versprach Tucker Peckinpah.

Dann legten wir gleichzeitig auf.

***

Metal hatte mit seiner Vermutung recht. Es stand auf Protoc tatsächlich etwas Großes bevor. Über einen langen Zeitraum waren die Paviandämonen von Raghoora regiert worden.

Er war ihr Götze und ihr Kaiser gewesen. Als riesiges Steinmonster hockte er im schwarzen Tempel, war zu bequem, um sich zu regen, obwohl er dazu in der Lage gewesen wäre.

Die Kraft, die von ihm ausging, stärkte seine Untertanen. Er war mit ihnen auf magische Weise verbunden; in ihnen allen befand sich ein Teil von ihm.

Es kam so gut wie nie vor, daß Raghoora den Tempel verließ. Dennoch wußte er, was auf Protoc geschah, denn er überblickte dieses Reich durch seine Untertanen.

Dann lebten die Paviandämonen längere Zeit ohne Herrscher.

Nachdem Raghoora vernichtet worden war, waren seine Untertanen schwach und feige gewesen, und es hatte lange gedauert, bis sie einigermaßen zu Kräften und Mut kamen.

Sie hatten sich früher zu sehr auf Raghooras Kraft verlassen, und ihre eigene Kraft war dadurch verkümmert. Aber nun hatten sie gelernt, sich selbst zu helfen, und es sollte auch wieder einen Affenkaiser geben.

Der neue Kaiser, den sie auf den Affenthron setzen wollten, war kein steinernes Monstrum mehr, das träge im schwarzen Tempel hocken würde.

Von ihrem neuen Herrscher durften sie mehr Aktivität erwarten.
Er war stark, tatendurstig und kriegerisch. Unter seiner Herrschaft würden die Paviandämonen in andere Welten einfallen und ihren Machtbereich ausweiten.
Macht und Reichtum würde der neue Affenkaiser seinem Volk bescheren. Die Paviandämonen würden bald über die Grenzen ihres Reichs hinaus gefürchtet sein.
Mit Hochdruck wurden die Vorbereitungen für die Krönungszeremonie vorangetrieben. Asmodis persönlich würde dem Nachfolger Raghooras die Macht in die Krallenhände legen.
Ein Erdbeben, vom Höllenfürsten im Zorn ausgelöst, hatte die Dschungelstadt stark verwüstet, doch die Ruinen waren verschwunden, und es standen neue Behausungen an ihrer Stelle.
Raghooras Nachfolger war klüger als sein Vorgänger. Niemals würde er sich mit Asmodis überwerfen, denn nur so konnte er ungehindert herrschen und mit der Unterstützung des Höllenfürsten rechnen, falls er sie einmal brauchte.
Tapandaro hieß der neue Herrscher, ein Pavian, doppelt so groß wie seine Untertanen. Er war lange Zeit fort gewesen, in anderen Dimensionen, hatte gemordet, geraubt und geplündert.
Er hatte nicht die Absicht gehabt, jemals wieder nach Protoc zurückzukehren, aber dann hatte ihn der Ruf nach einem starken Führer erreicht, und diese Aufgabe reizte ihn.
Herrscher auf Protoc zu sein, das war etwas, was ihm gefiel. Er kehrte mit großen Plänen in seine Heimatwelt zurück. Er wußte, daß unter Raghooras Herrschaft vieles falsch gemacht worden war, und er hatte Pläne, wie man vieles verbessern konnte.
Die Paviandämonen sollten unter seiner Führung zu einem Siegervolk werden. Er wollte aus ihnen die gefürchtetsten Eroberer machen, von denen man jemals auf den Dämonenwelten gehört hatte.
Tapandaro trat aus dem Tempel, der auf schwarzer Erde stand.
Höllische Kräfte nährten ihn und machten Tapandaro noch stärker, als er schon war.
Er hob den Kopf, und seine kleinen Pavianaugen wurden schmal.
Seine Ohren zuckten, und es hatte den Anschein, als würde sich seine silbrig glänzende Mähne sträuben.
Die Sonne leuchtete fahlgelb, wie anderswo der Mond, und der Himmel war rötlich gefärbt – für Paviandämonen nichts Ungewöhnliches.
Unterwürfig schlichen zwei Affen an Tapandaro vorbei. Er wurde nicht nur geschätzt, sondern noch mehr gefürchtet, denn wer es wagte, ihm gegenüber nicht die Demutshaltung einzunehmen, den zerriß er auf der Stelle.
Es gab auf ganz Protoc keinen Paviandämonen, der auch nur

annähernd so stark war wie er. Bevor Tapandaro seine Heimat verließ, war er nur unwesentlich kräftiger und größer als die anderen gewesen.

Er war auf anderen Welten gewachsen, hatte von Zauberquellen getrunken, die ihm Kräfte verliehen und ihm das Gefühl gaben, unbesiegbar zu sein.

Tapandaro pumpte seinen gewaltigen Brustkorb auf. Etwas Goldenes blinkte über seinem Fell. Es sah wie ein großes Tortenstück aus, das Drittel eines Kreises.

Als er es erbeutete, dachte er, es wäre nichts weiter als ein goldenes Schmuckstück. Er erinnerte sich noch gut an den erbitterten Kampf, den er damals ausgetragen hatte.

Keinen anderen Sieg hatte er jemals so sehr genossen. Als der Dämon tot vor ihm lag, hatte er ein wildes Triumphgeheul ausgestoßen und sich mit den Fäusten auf die Brust getrommelt, daß es dröhnte, und dann hatte er dem Besiegten dieses goldene Ornament abgenommen und sich umgehängt.

Der Buchstabe N trat etwas erhöht aus dem Ornament hervor, und kaum hing es vor Tapandaros Brust, da ging ein geheimnisvolles Wissen auf ihn über.

In seinen Kopf nisteten sich Gedanken ein, die ihm bisher fremd gewesen waren. Nie zuvor hatte er den Namen Loxagon gehört.

Jetzt war er ihm auf einmal vertraut, als hätte er ihn immer schon gekannt. Und er wußte auch, daß es zwei weitere goldene. Ornamentdrittel gab, doch ihm war nur der Name eines Ornamentträgers bekannt.

Tapandaro berührte das Gold, das ihm zusätzliche Kräfte zu verleihen schien. Er sah es als Talisman an. Seit er es trug, war er in den wildesten Kämpfen unverletzt geblieben.

Ob dies nun seiner Geschicklichkeit oder dem Amulett zu verdanken war, wußte er nicht. Er hatte jedenfalls nicht die Absicht, sich jemals von dem goldenen Kreisdrittel zu trennen.

***

Aber er würde sich davon trennen müssen, denn es gab jemanden, der es haben wollte: Mago, der Schwarzmagier und Jäger der abtrünnigen Hexen.

Lange hatte Mago gesucht. Endlich hatte er das erste Ornamentdrittel gefunden. Er mußte dieses und die beiden anderen Drittel haben.

Doch er wollte noch mehr. Es genügte ihm nicht, den Namen des Höllenschwerts zu erfahren. Es gefiel ihm nicht mehr, als Handlanger der schwarzen Macht zu fungieren.

Er hatte genug von diesem rastlosen Leben, von der ewigen Jagd nach abtrünnigen Hexen. Mit Hilfe des Höllenschwerts konnte er

andere Türen aufstoßen.

Er wollte seßhaft werden, aber nicht irgendwo in der weiten Einsamkeit des schwarzen Universums. Er gierte nach Macht, wollte Geschehnisse lenken, den Lauf der Dinge verändern, ihnen seinen Stempel aufdrücken.

Er konnte sich durchaus vorstellen, hier auf Protoc zu herrschen und die Hexenjagd Stockard Ross zu überlassen, der bei dieser Aufgabe noch mehr Ehrgeiz entwickelte.

Ross sollte seiner Befehlsgewalt unterstehen und ihm für sein Tun verantwortlich sein. Niemand konnte etwas dagegen haben, daß Mago die Hexenjagd einem anderen Dämon übertrug.

Stockard Ross hatte sich in jüngster Zeit durch besondere Leistungen hervorgetan. So war es ihm zum Beispiel gelungen, die weiße Hexe Marra zu vernichten, obwohl sie unter dem Schutz Tony Ballards und des »Weißen Kreises« gestanden hatte.

Ross war der Richtige für diese Aufgabe, und Mago konnte sich anderen, wichtigeren Aufgaben zuwenden. Herrscher in diesem Reich zu sein, das hätte den Schwarzmagier gereizt.

Verdeckt von einem mächtigen Urwaldriesen stand der Schwarzmagier am Dschungelrand und beobachtete Tapandaro mit feindseligem Blick.

Er stützte sich auf das Höllenschwert, das ihm schon so viele wertvolle Dienste geleistet hatte, und es würde ihm helfen, wieder zu siegen.

Tapandaros Ruf als mutiger, grausamer Kämpfer vermochte Mago nicht zu beeindrucken. Der Kraft des Höllenschwerts hatte Tapandaro nichts entgegenzusetzen.

Die starke Waffe, die einst Loxagon gehörte, würde Raghooras Nachfolger vernichten. Bei diesem Gedanken verzog sich Magos Gesicht zu einem gemeinen Grinsen.

Er trug einen braunen Lederwams, seine Haut war granitgrau und seine Ohren spitz. Groß und hager war er, und man konnte ihn beim besten Willen nicht für stark ansehen, aber er beherrschte unzählige schwarzmagische Tricks, und seit er Mr. Silver das Höllenschwert gestohlen hatte, gingen ihm selbst jene Dämonen aus dem Weg, die ihn zuvor nicht gefürchtet hatten.

Vieles hatte sich für Mago verändert, und es würde noch mehr anders werden. Mago, der Herrscher von Protoc! Er sah sich schon auf dem Thron sitzen. Er hatte die Absicht, ihn sich zu erkämpfen, denn wenn er den gekrönten Affenkaiser, den alle für den Stärksten hielten, besiegte und tötete, würden sämtliche Paviandämonen vor seiner Kraft zittern und sich ihm bedingungslos unterwerfen. Ja, Tapandaro sollte nur ein Kaiser für wenige Stunden sein.

Die einzige Unbekannte in Magos Rechnung war Asmodis. Wie würde

der Höllenfürst auf einen so raschen Machtwechsel auf der Welt der Paviandämonen reagieren? Immerhin setzte Asmodis Tapandaro als neuen Herrscher auf Protoc ein. Er krönte den kriegerischen Pavian.

Magos Miene verfinsterte sich. Mit dem Höllenschwert in der Hand fürchtete er auch Asmodis nicht. Wenn es sich nicht vermeiden ließ, würde er sogar ihn bekämpfen.

Bestimmt wußte das der Höllenfürst. Würde er es auf eine Kraftprobe ankommen lassen, die schlecht für ihn ausgehen konnte?

Oder war ihm Protoc dieses Risiko nicht wert?

Bald würden all diese Fragen beantwortet sein. Mago hatte jedenfalls keine Angst vor der Zukunft. Seine Macht würde sich sogar noch vergrößern, sobald er Loxagons Grab gefunden hatte.

Am Beginn dieses Weges stand er schon. Tapandaro trug das erste Ornamentdrittel, das sich der Schwarzmagier zu holen gedachte, und dann würde es weitergehen – Schlag auf Schlag!

Ein Geräusch alarmierte Mago. Seine Finger schlossen sich sogleich fester um den Schwertgriff, gleichzeitig wirbelte er herum – und sah sich drei gedrungenen Paviandämonen gegenüber…

***

Die Affen stießen sich ab, einer sprang hoch, packte eine Liane und schwang daran auf den Schwarzmagier zu, wobei er seine klauenartigen Füße weit vorstreckte.

Mago mußte schnell und lautlos töten, wollte er nicht riskieren, daß Tapandaro gewarnt wurde. Ein schwarzmagisches Energiebündel wirkte auf den Pavian ein, der an der Liane hing.

Mago verzehnfachte den Schwung des Gegners und wich in Gedankenschnelle aus. Mit ungeheurer Wucht knallte der Affe gegen den Stamm des Urwaldriesen und fiel, ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden.

Der Schwarzmagier kümmerte sich nicht sofort um ihn, sondern stellte sich den beiden andern Paviandämonen zum Kampf. Surrend schnitt das Höllenschwert durch die Luft. Die Klinge schien von innen heraus zu leuchten.

Der eine Pavian duckte sich, der andere sprang hoch, und die Klinge sauste unter seinen angezogenen Beinen durch. Ehe Mago den Schwung, der ins Leere ging, abgefangen hatte, warfen sich ihm die Affen entgegen.

Er versetzte dem einen einen Fußtritt und brachte den anderen mit einem unsichtbaren magischen Strick zu Fall. Dann hob er das Höllenschwert.

Mit beiden Händen umklammerte er den Griff, die Klinge wies nach unten, dorthin, wo der Paviandämon lag. Sofort stieß er zu, und das Höllenschwert machte dem ersten Gegner den Garaus.

Mago richtete die starke Waffe gegen den zweiten Affen. Die Breitseite der Klinge traf den Pavianschädel. Das dämonische Tier überschlug sich und war in den nächsten Augenblicken nicht mehr in der Lage, sich zu erheben.

Wie gelähmt lag das Wesen da. Gnadenlos versetzte Mago zuerst ihm, und dann dem dritten Paviandämon den Todesstoß. Die Kraft des Höllenschwerts löste alle drei Gegner auf.

Tapandaro hatte nichts davon mitbekommen. Mago beobachtete Raghooras Nachfolger, der sich in diesem Augenblick umwandte und in den schwarzen Tempel zurückkehrte.

Bald würde Mago dort drinnen wohnen und herrschen. Tapandaro, den Übergangskaiser, würde es in Kürze nicht mehr geben. In der Zwischenzeit aber wollte Mago noch auf der Erde einiges erledigen.

Er entfernte sich unbemerkt und erreichte den brodelnden Magmagraben, der den Urwald umgab. Ein roter Feuerkegel hüllte ihn ein, und als dieser erlosch, war Mago verschwunden.

Zwischen den Welten stieß er auf Atax, dem er mit Vorsicht und Mißtrauen begegnete. Atax, der sich selbst die Seele des Teufels nannte und Herrscher der Spiegelwelt war, hatte einen transparenten Körper, der von schillernden violetten Adern durchzogen war.

Zwischen den beiden Dämonen baute sich ein dichtes Spannungsfeld auf. Mago nahm an, daß Atax wußte, was er vorhatte. Das störte ihn nicht, doch Atax sollte nicht versuchen, diese Pläne zu durchkreuzen.

»Du bist sehr stark geworden«, sagte die Seele des Teufels. »Es gibt bereits viele Dämonen, die dich fürchten.«

Mago, der eine schwarze, gespaltene Zunge hatte, erwiderte zischelnd: »Es kann mir nur recht sein, daß man vor mir Angst hat.«

»Man wird deine Nähe meiden, du wirst einsam und isoliert leben.«

»Ich brauche niemanden«, sagte Mago.

»Das stimmt nicht. Man wird gegen dich Intrigen spinnen.«

»Verräter werde ich töten.«

»Du bist nicht allmächtig, Mago. Das Höllenschwert kann dir zu vielen Siegen verhelfen, aber es gibt auch jetzt noch Grenzen für dich, die du nicht überschreiten kannst. Denke an Loxagon. Er kannte den Namen des Höllenschwerts, aber es nützte ihm nichts. Als er den Bogen überspannte, vernichteten ihn die vielen Feinde, die er sich geschaffen hatte. Willst du ein Ende nehmen wie er?«

»Ich werde vorsichtiger sein als Loxagon.«

»Gegen eine dämonische Übermacht könntest du nicht einmal mit dem Höllenschwert bestehen«, behauptete Atax. »Ich bin sicher, daß du das weißt. Du solltest dich beizeiten nach Verbündeten umsehen.«

»Soll das etwa ein Angebot sein?«

»Ja. Ich habe vor, mit einigen starken Dämonen Bündnisse einzugehen.«

»Wen man nicht schlagen kann, mit dem sollte man sich verbünden«, sagte Mago spöttisch. »Ich sehe eine solche Taktik als Zeichen von Schwäche an.«

Mit diesen Worten reizte er Atax. »Du solltest nicht behaupten, ich wäre schwach, Mago! Ich wäre stark genug, dich zu besiegen, doch ich halte nichts davon, daß wir uns gegenseitig bekämpfen. Es gibt Wichtigeres für uns zu tun. Mein Angebot wird von Vernunft diktiert und hat nichts mit Angst und Schwäche zu tun. Wir sollten uns zusammenschließen. Du und noch einige andere Dämonen. Unter meiner Führung könnten wir große Taten vollbringen.«

Mago schüttelte den Kopf. »Rechne nicht mit mir, Atax.«

»Ich würde dich zu meiner rechten Hand machen.«

Der Schwarzmagier hob das Höllenschwert. »Solange ich diese Waffe nicht besaß, mußte ich viele Befehle befolgen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu gehorchen, doch nun ist es damit vorbei. Endlich weiß ich, wie die Macht schmeckt, und ich nehme keine Befehle mehr entgegen. Ich werde mich nie mehr unterordnen, deshalb bin ich an deinem Angebot nicht interessiert. Es wird kein Bündnis zwischen dir und mir geben, Atax. Ich verfolge meine eigenen Ziele und bin nicht bereit, mir von dir sagen zu lassen, was ich tun soll.«

»Wäre es dir lieber, mich zum Feind zu haben?« fragte die Seele des Teufels drohend.

»Sei vorsichtig«, warnte Mago. »Du kannst mir nicht gefährlich werden. Wenn du es aber versuchst, zwingst du mich, dich anzugreifen, und das würdest du nicht überleben!«

Atax' Zorn ließ seine Augen flackern. Der Ton, den Mago sich anmaßte, mißfiel ihm in höchstem Maße. Seit urdenklichen Zeiten hatte Atax über dem Schwarzmagier gestanden. Er konnte es nicht vertragen, daß Mago sich ihm auf einmal nicht ebenbürtig, sondern sogar überlegen fühlte.

»So solltest du mit mir nicht reden!« knurrte Atax.

Mago lachte. »Ich fürchte dich nicht. Du kannst mir nichts anhaben.«

»Deine Stärke und deine Macht schwinden in dem Augenblick, wo du das Höllenschwert nicht mehr besitzt«, sagte die Seele des Teufels. »Bist du sicher, daß du es für immer behalten kannst? Diese Waffe ging schon durch viele Hände, wie du weißt. Sie gehörte vor dir Mr. Silver, und der nahm sie von Ammorgh, dem Geierdämon. Die Namenskette der Höllenschwertbesitzer ist lang.«

»Sie endet bei Mago«, behauptete der Schwarzmagier.

»Ich vergesse nicht, wie respektlos du mich heute behandelst«, sagte Atax, »und ich merke mir auch, daß du es abgelehnt hast, dich mit mir zu verbünden. Damit ziehst du zwischen uns beiden einen scharfen Trennungsstrich. Etwas Unvernünftigeres hättest du nicht tun können, denn von nun an sind wir Gegner.«

Mago hob stolz den Kopf. »Heißt das, es läuft auf einen Kampf zwischen uns hinaus? Nur zu, ich bin bereit, ihn sogleich auszutragen.«

»*Ich* werde den Zeitpunkt des Kampfes festsetzen.«

»Du hoffst, daß ich inzwischen das Höllenschwert verliere, aber dazu wird es nicht kommen.«

»Irgendwann – vielleicht schon bald – wird dir das Schwert nicht mehr gehören, Mago. Fürchte diesen Moment, denn dann bist du wieder das, was du warst: Ein Dämon, der Angst vor Atax' Zorn haben muß.«

***

Mike Baker hatte jettschwarzes Haar und dunkelbraune Samtaugen.

Er trug eine helle Rauhlederjacke und ein blaues Ausschlaghemd.

Obwohl er Petula Boykin noch nicht lange kannte, liebte er sie mehr als all die anderen Mädchen, die vor ihr kleine oder größere Rollen in seinem Leben gespielt hatten.

Sie saßen in einem kleinen Pub, und Mike spürte, daß irgend etwas Petula bedrückte. Mit einem innigen, aufmunternden Lächeln griff er nach ihren Händen, die auf dem Tisch lagen.

»Was hast du, Liebling?« fragte er sanft.

»Ach, nichts, Mike.«

»Du möchtest nicht darüber sprechen?«

»Ich will uns den Abend nicht verderben.«

»Verzeih, aber ich glaube, das ist er schon ein wenig. Du sprichst kaum mit mir, hängst irgendwelchen Gedanken nach. Denkst du nicht, daß du dich besser fühlen würdest, wenn du mir von deinem Problem erzählst?«

Petula strich sich eine rötlichblonde Haarsträhne aus der Stirn und nahm dann einen Schluck vom Scotch, der vor ihr stand.

»Hast du Schwierigkeiten mit Joanna?« wollte Mike wissen.

Petula schüttelte den Kopf. »Joanna ist ein prima Mädchen.«

»Was ist es, das dich so sehr beschäftigt, daß du dich kaum mit mir unterhältst? Ich würde dir gern helfen, wenn ich kann.«

Sie hatte sich fest vorgenommen, nicht darüber zu reden, doch nun platzte es aus ihr heraus. »Da ist ein Mann, Mike. Er macht mir Angst. Er beobachtet und verfolgt mich. Wenn ich zu Hause bin, steht er unten auf der Straße und blickt zu unseren Fenstern herauf. Seit Tagen belästigt er mich auf diese Weise. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Er führt irgend etwas im Schilde. O Gott, ich brauche nur an ihn zu denken, da läuft es mir schon kalt den Rücken hinunter.«

Mike Baker blickte sie entrüstet an. »Wer ist der Kerl?«

»Ich weiß es nicht. Der Mann ist unheimlich. Heute schickte er mir Rosen, die einen eigenartigen, intensiven Duft verströmten. Das… das

können keine gewöhnlichen Rosen gewesen sein. Bitte lach mich nicht aus, Mike, aber mir war, als würde ihnen der Geruch nach Schwefel anhaften. Vielleicht ist es verrückt, aber ich bildete mir ein, es wären Teufelsrosen.«

Nun, das wollte Mike zwar nicht glauben, aber darüber, daß ein anderer Mann seiner Freundin Blumen schickte, ärgerte er sich natürlich.

»Mir kam es vor, daß die Rosen mich in ihren Bann zu ziehen versuchten«, erzählte Petula Boykin weiter. »Sie verwirrten mich auf eine beängstigende Weise. Glaubst du mir das, Mike?«

Er lächelte kurz und nickte. »Natürlich, Liebling.«

»Aber es klingt so unglaubwürdig.«

»Du hast keinen Grund, die Unwahrheit zu sagen.«

»Joanna zweifelte an meinem Verstand, als ich die Rosen packte und in den Müllschlucker warf.«

»Wann und wo hast du diesen Mann zum erstenmal gesehen, Petula?«

»Daran erinnere ich mich nicht. Es dauerte einige Zeit, bis mir bewußt wurde, daß er mich überallhin verfolgt. Ich bin sicher, er hat auch uns schon zusammen gesehen. Noch nie hatte ich vor jemanden so viel Angst.«

Mikes Augen verengten sich. »Dafür ziehe ich ihn zur Rechenschaft. Du wirst ihn mir zeigen, ich schnappe ihn mir und lese ihm gehörig die Leviten! Danach siehst du ihn nicht wieder, das verspreche ich dir.«

Petula trank ihren Scotch aus und blickte sich nervös im Lokal um.

Es war durchaus möglich, daß der Unbekannte auch hier war. Das zarte Mädchen stellte mit einer gewissen Erleichterung fest, daß der Fremde sich nicht im Pub befand.

Vielleicht würde er sich verstecken, wenn Mike sie nach Hause brachte, und erst wieder zum Vorschein kommen, wenn Mike fort war. Heute hatte er zum erstenmal diese seltsamen Rosen geschickt, und Petula meinte, es wäre nur eine Frage der Zeit, bis er selbst kommen würde.

Wann würde es soweit sein? Heute nacht? Das Mädchen schluckte trocken und wäre am liebsten nie mehr nach Hause gegangen.

»Zahlen!« rief Mike.

»Bleiben wir noch!« bat ihn Petula.

»Es ist fast Mitternacht.«

Der Wirt erschien, und Mike bezahlte die Drinks.

Die Furcht in Petulas Augen veranlaßte Mike, ihr vorzuschlagen:

»Du könntest heute nacht bei mir schlafen.«

Sie wußte, daß er in einem kleinen Haus an der nördlichen Peripherie wohnte. Ein Onkel hatte es ihm vererbt.

»Du brauchst keine Bedenken zu haben«, versicherte Mike. »Ich nehme an, du kennst mich inzwischen so gut, daß du weißt, daß du mir vertrauen kannst. Ich würde die Situation nicht ausnützen.«

»Ich möchte dir keine Unannehmlichkeiten machen, Mike.«

»Das ist das Unsinnigste, was du sagen konntest. Unannehmlichkeiten!« Mike Baker lachte. »Komm, wir gehen.«

Als sie das Pub verließen, stahl sich wieder dieser ängstliche Ausdruck in Petulas Augen. Sie befürchtete, irgendwo den Unheimlichen zu entdecken.

Der Druck, der auf ihrer Brust lastete, wurde erst erträglicher, als sie neben Mike im Ford Sierra saß.

»Ich möchte vorausschicken, daß du in das Haus eines Junggesellen kommst. Erwarte also bitte nicht, daß alles blitzt«, sagte er.

Petula freute sich darauf, zu sehen, wie Mike wohnte. Sie würde sein Haus heute zum erstenmal betreten, und sie würde es von Anfang an lieben, das wußte sie jetzt schon.

Die Fahrt dauerte fünfzehn Minuten. Mike machte Musik und rauchte eine Zigarette. Petula drehte sich hin und wieder um und stellte erleichtert fest, daß ihnen kein Wagen folgte.

Das Haus, in das Mike seine Freundin führte, hatte einen kleinen Vorgarten, die Fassade war glatt und einfach. Drinnen herrschte eine »organisch gewachsene Unordnung«, wie Mike es bezeichnete, doch Petula fand es nicht so schlimm. Mike übertrieb ein bißchen.

Er führte sie herum, zeigte ihr das Gästezimmer und sagte, sie könne gleich zu Bett gehen, wenn sie wolle.

»Ich würde vorher noch gern Joanna anrufen, darf ich?« sagte Petula Boykin.

»Um diese Zeit? Joanna schläft sicher schon.«

»Ich möchte nicht, daß sie sich Sorgen um mich macht. Manchmal bleibt sie auf und wartet auf mich. Sie könnte auf die Idee kommen, die Polizei anzurufen…«

»Okay«, sagte Mike Baker und zuckte mit den Schultern. »Sie ist deine Freundin. Dort steht das Telefon.«

Petula wählte die Nummer.

»Sag ihr, du bleibst für den Rest der Woche hier«, raunte ihr Mike zu. »Sie soll in einen Koffer packen, was du brauchst. Ich hole ihn morgen ab.«

Joanna meldete sich. Petula teilte ihr mit, daß sie nicht nach Hause kommen würde.

»In Ordnung«, sagte Joanna gleichgültig.

»Bist du sauer?« fragte Petula. »Habe ich dich aus dem Bett geholt?«

»Ich seh' mir den Nachtfilm im Fernsehen an. Bleibst du über Nacht bei Mike?«

»Ja.« Petula erklärte der Freundin, aus welchem Grund sie sich

entschlossen hatte, gleich bis zum Sonntag in Mikes Haus zu bleiben. Sie teilte Joanna mit, was diese für sie einpacken sollte und fragte schließlich mit bebender Stimme: »Ist er… wieder da, Joanna? Steht er wieder vor dem Haus?«

»Nein«, antwortete die Freundin schläfrig.

»Wenn dich jemand fragt – du weißt nicht, wo ich bin, klar? Es könnte dieser unheimliche Kerl dahinterstecken.«

»Soll ich dir den Koffer bringen?«

»Mike wird ihn abholen«, sagte Petula und legte auf.

***

Ich fuhr durch das nächtliche London. Das Gefühl, das ich dabei hatte, war unbeschreiblich, denn neben mir saß ein Wesen, das nicht aus Fleisch und Blut war.

Boram, der Vampir – mein Diener!

Ganz traute ich dem Frieden immer noch nicht. Ich mußte mich erst an diesen neuen Begleiter gewöhnen.

Es waren nur noch wenige Autos unterwegs. Ich kam zügig voran.

Hin und wieder streifte ich den weißen Vampir mit einem kurzen Blick. Er saß da, als wäre er nicht fähig, sich zu bewegen.

Als ich in die Chichester Road einbog, spürte ich die Müdigkeit, die in meinen Knochen steckte. Vor dem Haus Nummer 22 stoppte ich meinen weißen Peugeot 504 TI, stieg aus, öffnete das Garagentor und fuhr hinein.

Wenig später wollte ich die Haustür aufschließen, doch das war nicht nötig.

Ich hatte den Schlüssel noch nicht im Schloß, da öffnete mir Mr. Silver.

Er sah Boram, und mir fielen die winzigen Funken in seinen perlmuttfarbenen Augen auf. Er hätte den weißen Vampir mit zwei Feuerlanzen zerstört, wenn ich ihn nicht daran gehindert hätte.

»Stopp, Silver!« rief ich. »Das ist nicht nötig!«

Wir traten ein. Der Ex-Dämon wies auf mein Gesicht. »Du siehst aus, als hätte dich jemand mit Brennesseln geschlagen.«

»Das war er«, sagte ich, mit dem Daumen auf den Nessel-Vampir zeigend. »Ich habe dir eine Menge zu erzählen.«

Wir begaben uns in den Living-room. Boram blieb so lange stehen, bis ich ihm befahl, sich zu setzen.

»Der Bursche ist gut erzogen«, stellte Mr. Silver sarkastisch fest.

»Woher hast du ihn?«

Ich goß mir einen Pernod ein und nahm mit dem Glas in der Hand in einem bequemen Sessel Platz. Der Hüne mit den Silberhaaren ließ den Nessel-Vampir nicht aus den Augen.

»Sein Name ist Boram«, sagte ich.

»Wie kommst du an einen Vampir, Tony?«
»Er ist ein weißer Vampir, steht also auf unserer Seite.«
Der Ex-Dämon wies abermals auf mein Gesicht. »Du sagtest vorhin, daß er es war. Wie würdest du wohl aussehen, wenn Boram nicht auf unserer Seite stünde?«
Ich berichtete Mr. Silver, was sich ereignet hatte. Es war viel, deshalb beschränkte ich mich auf das Wesentliche.
»Ist beachtlich, was du alles in dieser kurzen Zeit erfahren hast«, sagte der Hüne beeindruckt. »Ich wollte, ich wüßte jetzt, wo Mago ist.«
»Auch wenn du das Höllenschwert noch nicht besitzt, sollten wir alles daransetzen, Loxagons Grab ausfindig zu machen«, meinte ich.
»Kaddo ist die erste Sprosse der Leiter.«
»Er wird uns die zweite Sprosse zeigen«, bemerkte ich.
Mir fiel auf, daß sich die Miene des Ex-Dämons verdüsterte. Ich fragte ihn nach dem Grund, und er sprach über unseren guten Freund Lance.
»Oda war hier…« Er unterbrach sich. »Vicky hat übrigens angerufen. Sie bleibt noch über Nacht in Coventry und kommt morgen früh nach Hause.«
Meine Freundin hatte beruflich in Coventry zu tun.
»Was sagt Oda?« wollte ich wissen.
»Lances Zustand ist besorgniserregend. Roxane müßte ihn wecken, aber Roxane wird von Metal gefangengehalten.«
Ich sah meinen Freund überrascht an. »Seit wann weißt du das?«
Mr. Silver erzählte von der Botschaft, die ihm der Silberdämon übermittelt hatte. Als ich erfuhr, daß Metal die Hexe aus dem Jenseits zu Arma machen wollte, daß es ihm zur Hälfte schon gelungen war, bekam ich eine Gänsehaut.
»Woher kam die Botschaft?« fragte ich den Ex-Dämon.
»Ich versuchte es herauszubekommen, hatte aber leider keinen Erfolg.« Mr. Silver schüttelte den Kopf. »Ich gab es Oda gegenüber nicht zu, aber es sieht nicht gut aus für Roxane und Lance, Tony.«
»Kommst du morgen mit nach Cornwall?« fragte ich den Hünen.
»Ich entscheide mich morgen«, antwortete Mr. Silver. »Du müßtest Kaddo ja nicht allein besuchen«, sagte er und streifte den weißen Vampir mit einem kurzen Blick. »Boram würde dich nach Cornwall begleiten. Ich weiß nur nicht, ob ich in diesem Fall beruhigt sein kann.«
»Hast du einen Grund, ihm zu mißtrauen?«
»Immerhin hat ihn ein Zauberer geschaffen.«
»Und umgedreht«, sagte ich.
»Es müßte so vieles auf einmal erledigt werden«, brummte der Ex-Dämon. »Roxane sollte gefunden werden, bevor sie zu Arma wird. Sie

müßte Lance helfen, damit er nicht stirbt. Es wäre aber auch wichtig, zu erfahren, wo sich Loxagons Grab befindet. Mago sollte endlich das Höllenschwert verlieren… Wo sollen wir zuerst beginnen, Tony?«

»Wenn du eine Möglichkeit siehst, herauszufinden, wohin Metal Roxane verschleppt hat, mußt du diesen Weg einschlagen«, sagte ich. »Inzwischen nehme ich mir Kaddo vor.«

Boram saß da, als ginge ihn all das nichts an. Ich wäre in dieser Nacht wohl nicht zu Bett gegangen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß Mr. Silver auf den weißen Vampir aufpaßte. So groß war mein Vertrauen zu Boram nun auch wieder nicht. Er würde es sich erst erwerben müssen.

***

Stille herrschte im Haus. Mr. Silver trat ans Fenster und blickte zum Nachbarhaus hinüber. Keines der Fenster war mehr erhellt. Oda schlief wahrscheinlich schon. Oder sie lag wach und von Verzweiflung geplagt neben Lance Selby, dem niemand helfen konnte, der sterben würde, wenn nicht ein Wunder geschah.

Der Ex-Dämon hoffte, daß die weiße Hexe keinesfalls die Dummheit beging, in die schwarzen Reihen zurückzukehren, denn helfen konnte sie Lance damit bestimmt nicht.

Langsam drehte sich der Hüne um. »Auch ich habe einst die Seiten gewechselt«, sagte er zu Boram. »Das ist lange her. Man fing mich und verurteilte mich zum Tod, doch mit Tony Ballards Hilfe gelang mir die Flucht. Du kannst dir denken, wie ich zu ihm stehe.«

Boram nickte.

»Wenn du meinem Freund etwas antust, überlebst du's nicht!«

sagte Mr. Silver hart.

»Dein Freund ist auch mein Freund«, behauptete der weiße Vampir. »Er hat von mir nichts zu befürchten. Ich werde ihm dienen und gehorchen.«

»Wirst du ihn auch beschützen?«

Boram nickte abermals. »Solange ich an seiner Seite stehe, wird ihm nichts zustoßen, dafür verbürge ich mich.«

»Gut«, sagte der Ex-Dämon ernst. »Wie lange wirst du bei uns bleiben?«

»So lange mich Tony Ballard braucht.«

»Ist dein Leben zeitlich befristet?«

»Nein, und ich brauche auch nicht, wie gewöhnliche Vampire, das Tageslicht zu scheuen.«

»Irgendeinen schwachen Punkt hast aber bestimmt auch du«, sagte Mr. Silver lauernd.

Eine Erwiderung auf diese Feststellung blieb jedoch aus, denn in diesem Augenblick alarmierte den Ex-Dämon eine Bewegung am

Fenster. Der Hüne mit den Silberhaaren nahm eine Gestalt wahr. Sie war gedrungen, hatte Ähnlichkeit mit einem Ghoul, besaß eine grün glänzende Haut und gelbe Rattenzähne, und stumpfe Hörner ragten aus dem kahlen Schädel.

Einer von Magos Schergen schlich um das Haus! Der widerliche Bursche tauchte sofort unter, als er sich entdeckt sah. Wo ein Scherge war, da gab es zumeist auch andere. Sie traten nur selten allein auf.

Im Nachbarhaus wohnte eine weiße Hexe! Einmal schon war Oda von Magos Schergen gejagt worden. Sollte das wieder passieren?

Mr. Silver drängte es aus dem Haus. Er wollte sich den Schergen holen, andererseits aber Boram nicht allein lassen. Es gab nur eine Lösung…

***

Mächtige Kräne ragten wie Urzeitmonster zum nachtschwarzen Himmel empor. Ratten fiepten zwischen finsteren Lagerhäusern.

Der Wind schob zerfetztes Papier über die Kaimauer und ließ es in die Themse segeln. Alte Schlepper und schäbige Dampfer hingen an ächzenden Tauen, und Landestege bewegten sich kaum merklich auf und ab.

Wie ausgestorben lag Londons Hafen um diese Zeit da. Das Leben würde erst beim Morgengrauen hierher zurückkehren. Dann würden Hafenarbeiter sich im Schweiße ihres Angesichts ihr Geld verdienen.

Doch jetzt regierte die Nacht mit ihren unheimlichen, kühlen Schatten, mit ihren schleichenden Nebeln und geisterhaften Geräuschen.

Es war die Nacht, in der Mr. Silver sterben sollte!

Die Falle stand, der Ex-Dämon mußte sich nur noch darin fangen.

Geduckt huschte einer der gehörnten Schwarzblütler durch die Finsternis.

Tappend waren seine schnellen Schritte zu hören. Der Scherge verbarg sich hinter einem langen Leichtmetallcontainer.

Seine grausamen Augen durchdrangen die Dunkelheit und erfaßten eine große, schemenhafte Gestalt, die sich an einer hohen Mauer entlangbewegte.

Mr. Silver!

Ein leises Knurren entrang sich der Kehle des Schwarzblütlers. Seine Krallenhand tastete zur Höllenpeitsche, die mit einer gefährlichen schwarzmagischen Kraft aufgeladen war.

Vorsichtig rollte er sie aus.

Mr. Silver kam näher. Der Scherge spannte die Muskeln unter seiner glänzenden Haut, und seine Finger schlossen sich fester um den Peitschengriff.

Ein Mensch, der von dieser Höllenpeitsche getroffen wurde,

verwandelte sich innerhalb weniger Augenblicke in einen Totenkopf-Zombie, ein Wesen der Hölle.

Bei Mr. Silver reichte die Kraft nicht aus, ihn zu töten. Schon einmal war er von so einer Höllenpeitsche getroffen worden, und die Waffe hatte ihm seine übernatürlichen Fähigkeiten genommen.

Lange Zeit war er so verletzbar wie ein Mensch gewesen. Erst im Tunnel der Kraft auf der Prä-Welt Cour erstarkte er wieder.

Der Schwarzblütler beobachtete jede Bewegung des Ex-Dämons.

Mr. Silver blieb neben dem dicken Gestänge eines riesigen Krans stehen. Seine Hand berührte das kalte Eisen.

Er wußte, daß er dieser trügerischen Stille nicht trauen durfte. Bis hierher war er dem Schergen gefolgt, doch nun schien sich das Wesen in Luft aufgelöst zu haben.

Als Mr. Silver weiterging, zog sich der tödliche Kreis zusammen.

Vier Höllenschergen waren es, die in der undurchdringlichen Finsternis auf ihn warteten.

Zum Angriff bereit, lauerten sie.

Jener Scherge, der hinter dem Container Schutz gesucht hatte, verließ als erster seine Deckung. Behutsam setzte er seine Schritte, die lange schwarze Höllenpeitsche zog er über den Boden.

Abermals sollte der Ex-Dämon die Kraft der Höllenpeitsche zu spüren kriegen, doch dabei sollte es diesmal nicht bleiben. Die Schwarzblütler wollten sich nicht damit zufriedengeben, den Hünen mit den Silberhaaren zu schwächen.

Der Ex-Dämon mußte hier sein Leben verlieren!

Lautlos schlich der Höllenscherge hinter Mr. Silver her. Irgendwann würde sich der Ex-Dämon umdrehen. Bis dahin mußte der Schwarzblütler so nahe an den Gegner herangekommen sein, um ihn mit der Peitsche erreichen zu können.

Jetzt zögerte Mr. Silver mit seinem nächsten Schritt.

Das bot dem Höllenschergen die Gelegenheit, sich rasch näher an ihn heranzupirschen. Vielleicht witterte der Ex-Dämon die Gefahr, vielleicht würde er sich jetzt umdrehen.

Der Schwarzblütler mußte handeln!

In dem Augenblick, als der Ex-Dämon sich umwandte, holte der Scherge zum Peitschenschlag aus – und dann überstürzten sich die Ereignisse.

Mr. Silver vernahm das Pfeifen, duckte sich und sprang zurück.

Das schwarze Peitschenende sauste auf ihn zu wie eine angreifende Giftschlange.

Der Sprung verhinderte einen Treffer.

Doch da wuchsen noch drei weitere Schergen buchstäblich aus dem Boden. Mr. Silver war umzingelt. Die Schwarzblütler kannten seine Gefährlichkeit und wußten, daß sie ihm nicht die geringste Chance

lassen durften, sonst drehte er den Spieß um.
Aus vier verschiedenen Richtungen schnellten die Höllenpeitschen auf ihn zu. Er konnte nicht allen gleichzeitig ausweichen. Sie trafen ihn, er bäumte sich auf. Das schwarze Leder schlang sich um seinen Hals, biß sich förmlich daran fest.
Schwarzmagische Kräfte wühlten sich in seinen Körper. Da waren Kälte und Hitze, ein Reißen und Zerren. Die übernatürlichen Fähigkeiten des muskulösen Hünen zerrannen, lösten sich auf.
Es war schlimmer als damals…
Mr. Silver und die vier Schergen bildeten einen Stern. Der Ex-Dämon war der Mittelpunkt. Von ihm gingen vier schwarze Strahlen aus: die Höllenpeitschen, die sich um seinen Hals gewickelt hatten und von den Schwarzblütlern festgehalten wurden.
Die Kraft des großen Kämpfers zerbrach.
Seine Hände griffen nach einer der Peitschen. Es knisterte, als hätte er ein stromführendes Kabel angefaßt. Kraftlos fielen seine Arme herab.
Die Höllenpeitschen schienen ihn auszusaugen. Er wankte, stöhnte und hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Das Silberhaar hing ihm wirr in die Stirn.
Mitleiderregend sah er aus. Ausgezehrt, schwach, verletzbar. In vielen Kämpfen war er Sieger geblieben, doch diesen hatte er verloren.
Die Nacht wurde plötzlich von einem feurigen Schein erhellt, der sich hinter einem der Höllenschergen gebildet hatte. Ein brennender Kegel stand dort, und eine hagere Gestalt materialisierte in ihm.
Mago!
Er war gekommen, um den Schlußpunkt zu setzen.

***

Mit einem triumphierenden Grinsen trat der Schwarzmagier aus dem Feuerkegel, der hinter ihm zusammenfiel.
»Endlich!« zischelte der Jäger der abtrünnigen Hexen mit seiner gespaltenen Schlangenzunge. »Ich mußte lange auf diesen großen Augenblick warten! Diese Nacht werde ich nie vergessen! Es ist die Nacht der Vergeltung, Silver!«
Er kam näher. In der Rechten hielt er das Höllenschwert, jene Waffe, die einmal Mr. Silver gehört hatte und die er sich hatte wiederholen wollen.
Nun sollte er durch sie sein Leben verlieren!
Er blickte dem Schwarzmagier furchtlos in die Augen.
Mago lachte und hob das Schwert. »Erkennst du es wieder? Es hat mir bereits wertvolle Dienste geleistet, und es wird mir helfen, auf Protoc die Macht zu übernehmen. Schade, daß du nicht dabei sein

kannst, wenn ich mich auf den Thron setze. Ich spielte kurz mit dem Gedanken, dich zu meinem Sklaven zu machen, doch das erscheint mir doch zu riskant zu sein. Solange du lebst, bist du – wenn auch von den Höllenpeitschen geschwächt – eine Gefahr, denn deine Freunde würden alles versuchen, um dich zu befreien. Es könnte ihnen gelingen. Du würdest den Weg zum Tunnel der Kraft noch einmal gehen und deine Kräfte wiedererlangen… Dann würde alles wieder von vorn anfangen … Nein, Silver, es ist vernünftiger, dich heute nacht unschädlich zu machen.«

»Ich habe keine Angst vor dem Tod!« sagte der Ex-Dämon mit fester Stimme.

»Das weiß ich. Ich muß dich nicht zittern sehen.«

»Eines Tages kriegen dich meine Freunde!« knurrte der Hüne.

»Dann geht es dir an den Kragen, Mago. Davor kann dich auch das Höllenschwert nicht bewahren.«

»Leere Drohungen!« sagte Mago grinsend. »Sie werden sich niemals erfüllen.«

Es blitzte gefährlich in den Augen des Schwarzmagiers. Seine zweite Hand legte sich um den Griff des Höllenschwerts.

Langsam hob er es an. Man konnte ihm ansehen, wie er diesen Augenblick genoß.

Dann schlug der Jäger der abtrünnigen Hexen kraftvoll zu.

Mit einem einzigen Streich köpfte er den Silberdämon, einen seiner erbittertsten Feinde. Als Silver zusammenbrach, stieß Mago einen wilden Triumphschrei aus, der die Lagerhallen ringsum erbeben ließ. Silver war tot!

Vielleicht würde Tony Ballard nie erfahren, wie sein Freund und Kampfgefährte ums Leben kam. Sollte der Dämonenjäger aber eines Tages herausfinden, wer Mr. Silver getötet hatte, dann würde er so lange suchen, bis er Mago fand.

Der Schwarzmagier fürchtete diese Begegnung nicht.

Das Höllenschwert würde auch Tony Ballard töten. Sollte er dem Dämonenjäger gar eine Information zuspielen, wer schuld war am Tod seines besten Freundes?

Die Idee gefiel ihm. Er würde Tony Ballard in eine Falle locken.

Auf Protoc. Sobald er Kaiser der Paviandämonen war.

***

Roxane erhob sich.

»Wohin willst du, Arma?« fragte Metal sofort. »Die Höhle darfst du nicht verlassen, man könnte dich entdecken. Das Gebiet wird zur Zeit häufig von Paviankriegern durchstreift.«

Die Hexe aus dem Jenseits lehnte sich an einen Felsen. »Wie lange hast du vor, hierzubleiben?«

»Es gefällt dir nicht in dieser Höhle.«

»Nicht sehr.«

»Aber wir sind zusammen, Arma. Ist es da nicht egal, wo wir uns befinden?«

»Warum ziehen wir nicht weiter?«

»Du bist noch nicht soweit. Ich kann dich noch nicht ins Tal der fremden Gesichter bringen. Es ist noch zu früh. Du mußt erst Roxane aus dir verdrängen, und zwar restlos.«

»Das versuche ich, aber Roxane wehrt sich.«

»Ihre Kraft wird schwinden. Der Höllennektar hilft dir, sie zu besiegen.«

»Kann man den Vorgang nicht beschleunigen?«

Metal schüttelte den Kopf. »Er braucht seine Zeit. Du mußt dich in Geduld fassen, Arma.«

Roxane war wütend wegen der Worte, die sie gesprochen hatte.

Nicht sie, sondern Arma hatte geredet, und sie hatte es nicht verhindern können.

Unbeschreibliche Kämpfe tobten in ihr. Sie sehnte sich so sehr danach, sie beenden zu können, doch wenn sie dann vom Höllennektar trank, spürte sie, wie Arma triumphierte.

Ein Zurück gab es nicht mehr, nur noch ein Vorwärts. Weg von Roxane, hin zu Arma. Was sie Mr. Silver mitgeteilt hatte, stimmte.

Roxane war für ihn verloren. Metal würde erreichen, was er sich vornahm. Arma würde ihn wieder auf seinen Wegen durch die Dimensionen begleiten.

Das schwarzhaarige Mädchen musterte den Silberdämon. Der Höllennektar hatte zwischen ihm und ihr feste Bande geknüpft. In diesem Augenblick fühlte sie sich sehr stark zu Metal hingezogen, während sie allein der Gedanke an Mr. Silver abstieß.

Sie ging langsam auf den Silberdämon zu, ihre Hüften wiegten sich bei jedem Schritt aufreizend. Metal war der Mann, zu dem sie gehörte; von Mr. Silver wollte sie nichts mehr wissen. Diese Zeit war vorbei.

Roxane sträubte sich, wollte den nächsten Schritt nicht zulassen, doch Arma zwang sie, weiterzugehen, denn Arma sehnte sich danach, von Metal in die Arme genommen zu werden.

Knapp vor ihm blieb sie stehen und sah ihm tief in die perlmuttfarbenen Augen. Er strich über ihr langes schwarzes Haar, spürte ihren warmen, verlockenden Atem, lächelte und sagte: »Du bist sehr schön.«

»Ich möchte dir gehören, Metal. So wie früher.«

Der Silberdämon schüttelte den Kopf. »Das ist noch nicht möglich. Du siehst noch nicht aus wie Arma. Es kann erst wieder so wie frü- her sein, wenn wir im Tal der fremden Gesichter waren.«

»Aber ich *bin* in diesem Augenblick Arma! Ich fühle wie sie…«

»Ich kann dich nicht lieben, solange du aussiehst wie die Freundin meines Feindes.«

»Du sagtest vorhin, ich wäre schön, Metal.«

»Das bist du. Roxane ist schön, unbestritten. Aber ich will Arma lieben, nicht Roxane«, sagte der Silberdämon.

Das Mädchen mit den grünen Augen wandte sich enttäuscht von Metal ab.

Im selben Moment vernahmen sie und Metal ein Geräusch. Sie wirbelten herum und mußten erkennen, daß sie entdeckt worden waren! Paviandämonen waren in ihr Versteck eingedrungen, bewaffnete Affenkrieger.

Zehn, zwölf… zwanzig.

Und es wurden noch mehr!

***

Metal reagierte auf das Erscheinen der Feinde mit einem Wutschrei.

Grimmig ballte er die großen Hände zu Fäusten und schwang sie drohend hoch.

Er fürchtete die Paviandämonen nicht, aber er mußte Angst um seine Gefangene haben, denn dieses Mädchen befand sich in einem Zwischenstadium und war so gut wie wehrlos.

Roxanes Hexenfähigkeiten standen ihr nicht mehr zur Verfügung, und Armas Zauberkräfte ließen sich noch nicht aktivieren. Das bedeutete, daß Metal nicht nur kämpfen, sondern gleichzeitig Roxane/Arma beschützen mußte.

»Bleibt hinter mir, Arma!« schrie der Silberdämon.

Die Affenkrieger fächerten auseinander, soweit dies in der düsteren Höhle möglich war. Metal wartete nicht auf ihren Angriff, sondern kam ihnen zuvor.

Rote Feuerlanzen rasten aus seinen Augen, trafen einen Paviandämon, und das Wesen verdampfte. Er hoffte, daß sich die anderen Affenkrieger nun zurückziehen würden, doch das Gegenteil geschah.

Sie setzten auf ihre Übermacht. Metal würde sie nicht alle töten können. Es würden genug von ihnen übrigbleiben, die ihn überwältigten.

Der erste Pavian schleuderte seinen Speer. Metals Körper erstarrte zu Silber. Die Speerspitze hieb gegen seine Brust und brach. Das hinderte andere Affenkrieger jedoch nicht, ebenfalls ihre Speere zu werfen.

Ein wahrer Speerhagel trommelte gegen Metals widerstandsfähigen Körper. Roxane duckte sich hinter ihm, blieb aber nicht bei ihm, wie er es verlangt hatte, sondern zog sich zurück und suchte Schutz hinter einem massiven Felsen.

Metal ahnte nicht, daß sie sich nicht mehr hinter ihm befand. Er

hatte nicht die Zeit, sich umzusehen, denn die Paviandämonen warfen sich ihm wie eine mörderische Springflut entgegen.

Er schlug mit seinen Silberfäusten auf sie ein. Mit immer neuen Feuerlanzen dezimierte der Silbermann die Zahl seiner Gegner, denen es aber dennoch gelang, sich an ihn zu klammern.

Er aktivierte seine Abwehrmagie, die die Paviandämonen jedoch abzulenken verstanden. Immer mehr Arme umklammerten ihn und beeinträchtigten seine Bewegungsfreiheit.

Die Affenkrieger versuchten ihn mit ihren Krallen zu verletzen, doch damit hatten sie kein Glück. Es gelang ihnen auch nicht, dem Feind ihre fingerlangen Reißzähne in den Körper zu schlagen, denn Metal bestand nach wie vor aus purem Silber.

Der Silberdämon stand wie ein Felsen in der Brandung. Aus seinen Fingern wurden zehn blitzende, scharfe Dolche, mit denen er um sich stach. Jeder tödlich getroffene Paviandämon löste sich auf.

Allmählich wurde ihre Zahl überschaubar, und Metal glaubte schon an einen Sieg, doch da griffen die Affenkrieger zu einer List, um den starken Gegner gefügig zu machen.

Vier, fünf Paviandämonen ließen von ihm ab, sprangen hechelnd durch die Höhle und stürzten sich auf das schwarzhaarige Mädchen. Roxane schnellte hoch und ergriff die Flucht, doch das Ende der Höhle war nicht weit.

Naßkalt ragte die Felswand vor Roxane auf. Hier war die Flucht zu Ende. Roxane drehte sich um und starrte die Paviandämonen an, die sich ihr näherten. Panik loderte in ihren grünen Augen, und als die Affenkrieger sie packten, stieß sie einen grellen Angstschrei aus.

Ihr Schrei, der durch die Höhle gellte, lähmte Metal für einen Augenblick, dann wandte er sich um und sah, daß er aufgeben mußte, wenn er das Mädchen nicht verlieren wollte.

Einer der Affen hatte ihr seinen Dolch an die Kehle gesetzt. Sie zitterte heftig, und ihr verzweifelter Blick bettelte um Hilfe.

»Nimm den Dolch weg!« knurrte Metal.

»Ergibst du dich?«

»Ja«, erwiderte der Silberdämon haßerfüllt, aber er hoffte auf eine Gelegenheit, den Kampf fortzusetzen.

»Lege die Silberstarre ab!« verlangte der Affendämon mit dem Dolch. Als Metal nicht sofort gehorchte, drückte er mit der Dolchspitze fester zu.

Roxane zuckte zusammen und rief schluchzend: »Metal! Bitte!«

Der Silberdämon gab sich für diesen Moment gezwungenermaßen geschlagen, doch die erstbeste Chance würde er nützen, um die Paviandämonen zu töten und sich und Arma in Sicherheit zu bringen.

Die Affenkrieger waren vorsichtig. Metal bekam nicht mit, was hinter ihm vorging. Plötzlich flog etwas durch die Luft und breitete sich

engmaschig und widerstandsfähig über ihn.
Ein Netz!
Schon mit der ersten reflexhaften Bewegung verstrickte sich Metal darin, und nun gelang es den Paviandämonen, ihn zu Fall zu bringen. Wütend knirschte er mit den Zähnen.
Es stand schlimmer um ihn und seine Begleiterin, als er vor wenigen Sekunden noch geglaubt hatte.

***

Sie wurden in den schwarzen Tempel gebracht. Man befreite Metals Arme aus dem Netz und kettete ihn an zwei dicke Säulen. Roxane banden sie mit einem Strick an die Säule zu seiner Rechten.
Es dauerte nicht lange, bis Tapandaro erschien. Der große Paviandämon legte schon jetzt das Gehabe eines Affenkaisers an den Tag.
Stolz und gebieterisch baute er sich vor dem Silberdämon auf. »Wer bist du?«
»Ich heiße Metal.«
»Und dieses Mädchen?«
»Ihr Name ist Arma.«
»Ich bin Roxane!« rief die Hexe aus dem Jenseits. Im Augenblick überwog mehr sie.
»Warum lügst du?« herrschte Tapandaro den Silberdämon an.
»Hör nicht auf sie! Sie weiß nicht, was sie sagt! Ihr Name ist Arma!«
»Was habt ihr auf Protoc zu suchen?«
»Wir befinden uns auf dem Weg zum Tal der fremden Gesichter. Der Weg führt über diese Welt dorthin.«
»Wir dulden hier keine Fremden!«
»Laß uns frei, und wir verlassen Protoc sofort«, versprach Metal.
Der zukünftige Herrscher der Paviandämonen schüttelte seinen mächtigen Schädel. »Ihr habt es gewagt, in unsere Welt einzudringen, und ich werde euch dafür bestrafen.«
»Wir wußten nicht, daß es verboten ist, euer Reich zu betreten«, log Metal. »Wenn wir das geahnt hätten…«
»Ihr hättet euch über dieses Verbot hinweggesetzt, weil ihr nur so in das Tal der fremden Gesichter gelangt.«
Es fiel Metal schwer, Raghooras Nachfolger um seine Freiheit zu bitten. Es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, wenn sich nicht auch Roxane/Arma in der Gewalt der Paviandämonen befunden hätte. Zerknirscht flehte er um Schonung, und er sagte: »Dieses Mädchen war die Freundin eines meiner, größten Feinde. Ich habe sie entführt. Damals hieß sie Roxane, und meine Begleiterin war die Zauberin Arma. Sie fand auf der Erde den Tod, doch ich wollte mich mit diesem Verlust nicht abfinden. Deshalb holte ich mir Roxane und flößte ihr

einen Trank ein, der sie allmählich zu Arma werden laßt. Gönne mir meine Rache. Laß mich mit Arma weiterziehen!«

»Ihr habt ein ungeschriebenes Gesetz gebrochen!« rief Tapandaro anklagend. Sein silbergraues Fell sträubte sich, und er bleckte die gefährlichen Reißer.

Einer der Paviandämonen raunte Tapandaro etwas zu, worauf dieser den Silberdämon mit haßsprühenden Augen anstarrte. Metal überlegte, ob er stark genug sein würde, die Säulen umzureißen. Er hätte es versucht, wenn Roxane/Arma nicht bei ihm gewesen wäre.

Tapandaro trat einen Schritt vor und wies mit seiner Kralle auf Metal. »Du bist nicht zum erstenmal auf Protoc! Du warst schon einmal hier – mit dieser Zauberin, mit einem Hünen, dessen Haar auch aus Silber bestand, mit einem Menschen und mit einem Mann, dessen Arme sich in schwarze Tentakel verwandeln konnten. Ihr habt mein Volk bekämpft, und dieser Mensch vernichtete meinen Vorgänger, Raghoora, den Affenkaiser!«

Metal preßte die Kiefer zusammen. Es hatte keinen Zweck mehr, irgend etwas zu erwidern, auch leugnen half nichts. Dieser eine Paviandämon hatte ihn wiedererkannt.

Der Silbermann senkte den Kopf. »Ja, es stimmt, ich war schon einmal auf Protoc, und wir kämpften gegen den Steingötzen, denn Raghoora war schuld daran, daß ich meine Heimat, die Silberwelt, verlor. Er wiegelte Asmodis auf. Was hättest du getan, wenn deine Welt zerstört worden wäre?«

»Kann sein, daß ich genauso gehandelt hätte, aber ich wäre nicht so unklug gewesen, diese Welt noch einmal zu betreten!« sagte Tapandaro.

»Du kennst den Grund.«

Es war für Tapandaro beschlossene Sache, der Hexe aus dem Jenseits und dem Silberdämon das Leben zu nehmen, aber es sollte nicht sofort geschehen. Das Ganze brauchte einen pompösen Rahmen.

»Ich, Tapandaro, werde bald der neue Kaiser der Paviandämonen sein!« rief er. »Asmodis wird aus den unendlichen Tiefen der Hölle emporsteigen und mich krönen. Ihr beide werdet an dieser großen Feier teilnehmen. Euer Tod soll der Höhepunkt der Krönungszeremonie sein. Der Kaiser der Paviandämonen wird euch töten!«

***

Roxane hing verzweifelt in den Fesseln. Sie war mit Metal allein und hatte mit ihrem Leben bereits abgeschlossen. Zwiespältige Gefühle plagten sie. Erinnerungen an zwei Leben wurden wach. Einmal sah sie sich als Roxane, dann wiederum als Arma.

Einmal war Mr. Silver an ihrer Seite, dann war es Metal. Zwei Wesen

vereinten sich in ihr – und beide würden sterben. Tapandaro hatte den genauen Zeitpunkt der Krönung nicht genannt. »Bald«

hatte er nur gesagt. Das konnte heute noch sein, oder morgen…

Egal. Keine Stunde war Roxane recht, denn eines wollten sowohl sie als auch Armas Hälfte: leben!

Sie hob den Kopf und betrachtete Metal, der immer noch in diesem Netz gefangen war. Nur seine Arme ragten weit heraus, dicke Eisenreifen umschlossen seine Handgelenke, und die schweren Ketten waren mehrfach um die breiten Säulen geschlungen.

»Hier werden wir also sterben«, sagte Roxane traurig.

»Noch sind wir nicht tot, Arma!« rief Metal durch die Maschen des Netzes, das auch seinen Kopf und das Gesicht bedeckte. »Vertraue mir, wie du es früher, getan hast. Ich werde dich beschützen. Du wirst dein Leben nicht verlieren!«

»Was kannst du noch tun? Du bist gefangen, mit Ketten gefesselt…«

»Habe Mut, Arma. Tapandaro wird über seinen Stolz stolpern. Ich habe einen Plan. Bis zur Krönung haben wir nichts zu befürchten. Wenn die Feier beginnt, wird Asmodis anwesend sein. Ich werde Tapandaro einen Feigling nennen, werde ihn zum Zweikampf herausfordern. Er kann diese Herausforderung nur annehmen, und das ist unsere Chance.«

»Tapandaro ist stark, Metal.«

»Ich werde ihn besiegen.«

»Und wenn es Asmodis nicht zuläßt?«

»Der Höllenfürst wird sich dieses Schauspiel nicht entgehen lassen. Ich glaube nicht, daß er eingreifen wird, Arma. Schwächlinge haben keine Unterstützung von ihm zu erwarten, Tapandaro mag ein noch so tapferer Kämpfer sein, ich bin ihm überlegen. Ich werde ihn vor Asmodis' Augen töten, und wir werden frei sein.«

Doch da war ein Gedanke, der die Hexe aus dem Jenseits zweifeln ließ. »Asmodis könnte für Tapandaro Partei ergreifen«, sagte sie.

»Warum sollte er das tun?«

»Weil du ein Silberdämon bist. Er schickte einen Höllentaifun, um deine Heimat zu vernichten, doch sein zorniger Schlag richtete sich nicht nur gegen die Silberwelt, sondern mehr noch gegen alle Dämonen, die dort lebten.«

»Ich hatte Glück…«

»Es war bestimmt Asmodis' Wille, keinen einzigen Silberdämon entkommen zu lassen, Metal, du aber hast es geschafft.«

»Was damals passierte, ist vergessen«, behauptete der Silbermann.

»Du bist ein lebender Beweis dafür, daß auch Asmodis Fehler macht«, sagte das schwarzhaarige Mädchen. »Wenn er dich sieht, wird sein Zorn Wiederaufflammen. Vielleicht beeinflußt er den Kampf nicht und läßt dich sogar siegen, aber danach wird er uns nicht fortgehen lassen.

Wenn du Tapandaro besiegt hast, wird dir Asmodis entgegentreten, und ihn kannst du nicht bezwingen.«

»Du siehst das alles zu schwarz. Der Höllenfürst vernichtete die Silberwelt in seinem von Raghoora geschürten Zorn. Das ist für ihn vorbei und vergessen. Ein Überlebender ist niemals ein Beweis dafür, daß Asmodis Fehler macht. Hab keine Angst, Arma. Wir werden in das Tal der fremden Gesichter gelangen. Ich werde das, was ich mir vorgenommen habe, auch erreichen. Was Metal plant, gelingt!«

Roxane widersprach ihm nicht, aber sie würde ihm erst glauben, wenn sie sich mit ihm auf dem Weg ins Tal der fremden Gesichter befand.

***

Lose Blätter lagen auf dem Tisch, schwarze Kerzen brannten, und in einem dickwandigen Mörser befanden sich all die Ingredienzen, die Jack Sarno aufgeschrieben hatte. Er war noch nicht soweit, daß er solche Zusammensetzungen im Kopf hatte wie sein Lehrmeister Angelo d'Alessandro. Er brauchte noch die Notizen, um das Gift zu brauen, daß Petula Boykin an ihn binden würde.

Er zerstampfte die getrocknete Haut einer Kröte, schnitt das graue Haar einer toten Hexe hinein und mengte Pulver in verschiedenen Farben dazu.

Vieles hatte er sich selbst beschafft, einiges hatte ihm d'Alessandro gegeben. Das Ganze mußte mit reinem Alkohol aufgegossen, abgekocht und gefiltert werden. Wenn das geschehen war, mußte die Flüssigkeit unter bestimmten Beschwörungsformeln in einen Zinnbecher gefüllt und mit Gewürzen, denen man eine starke magische Kraft nachsagte, versehen werden.

Es war eine Art Hexengift, das Sarno dem zarten blonden Mädchen einflößen würde. Das Gebräu würde Petula Boykins guten Kern überschwemmen.

Jack Sarno genoß die Vorfreude. Er grinste, während er all das genau befolgte, was er aufgeschrieben hatte. Solche Arbeiten machten ihm Spaß.

Alles, was irgendwie mit Geheimwissenschaften zu tun hatte, faszinierte ihn. Er war ungemein wißbegierig, und er hoffte, eines Tages noch mehr erfahren zu können, als d'Alessandro wußte.

Endlich rann die herb riechende Flüssigkeit in den Zinnbecher, der mit schwarzmagischen Symbolen versehen war. Sarno öffnete einen kleinen Wandschrank und entnahm ihm die Gläser, in denen sich die nötigen Gewürze befanden.

In der vorgeschriebenen Menge und Reihenfolge gab Sarno davon in den Zinnbecher. Die Flüssigkeit wurde trübe, wallte auf, und weiße Dämpfe stiegen über den Becherrand. Sie krochen über die Blätter,

bedeckten kurz den Tisch und verflüchtigten sich sodann.
Damit waren die Vorbereitungen abgeschlossen. Jack Sarno versah den Zinnbecher mit einem gut sitzenden Deckel und stellte ihn in den Wandschrank.
Er machte Ordnung und blies die schwarzen Kerzen aus. Da läutete es an der Haustür. Erstaunt warf Jack Sarno einen Blick auf seine Uhr.
Bevor er öffnen ging, sah er sich noch einmal kurz um. Nichts wies mehr auf das hin, was er getan hatte. Ein mißtrauischer Ausdruck stahl sich in seine Augen, als er sich zur Haustür begab und diese öffnete.
Draußen stand Joanna Snyder.
»Was willst du?« fragte er sie barsch.
»Ich habe dir etwas zu berichten«, erwiderte das dunkelhaarige Mädchen leise.
Jack Sarno vergewisserte sich, daß Joanna allein war. »Komm herein!«
Sie betrat das Haus, ging mit ihm in den Living-room, und er erlaubte ihr, sich zu setzen. »Petula hat mit ihrem Freund über dich gesprochen«, sagte Joanna. »Sie übernachtet bei ihm.«
Sarnos Augen wurden schmal. »Wo wohnt er?«
Joanna sagte es ihm.
Sarno grinste. »Baker will sie verstecken, aber das gelingt ihm nicht.«
»Petula rief mich an und teilte mir mit, sie würde für den Rest der Woche bei ihm bleiben. Natürlich sagte sie, ich dürfe mit niemandem darüber sprechen.«
Sarno lachte zufrieden. »Sie weiß nicht, was mit dir los ist.«
»Ich soll einen Koffer für sie packen, den Mike Baker morgen abholen wird.«
Jack Sarno nickte. »Das wirst du tun. Der Koffer wird morgen bereitstehen, aber du wirst dafür sorgen, daß Mike Baker ihn nicht fortträgt.«
»Was soll geschehen?« fragte Joanna unterwürfig.
Sarno rieb sich begeistert die Hände. »Petula wird in Bakers Haus auf seine Rückkehr warten, doch ich werde ihm zuvorkommen und ich werde ein frisch gebrautes Hexengift bei mir haben, mit dem ich sie gefügig machen kann. Während sie es trinkt, wirst du dich ihres Freundes annehmen. Er darf deine Wohnung nicht lebend verlassen, ist das klar?«
»Ja«, sagte Joanna Snyder emotionslos.
»Du wirst ihn töten!«
»Ja, töten«, echote das Mädchen. Vor kurzem noch hätte sie dieser Befehl zutiefst entsetzt. Doch nun stand sie im Bann dieses unheimlichen Mannes und hatte keinen eigenen Willen mehr. Sein Wille war jetzt der ihre.

»Wie du es machst, überlasse ich dir«, sagte Jack Sarno. »Wichtig ist nur, daß du diesen Mann aus dem Weg räumst.«

»Es wird geschehen«, versprach Joanna Snyder. »Und die Leiche…?«

»Um die kümmere ich mich, sobald ich Zeit habe.«

Joanna kehrte nach Hause zurück, begab sich in Petulas Zimmer, holte vom Schrank einen Koffer herunter, warf ihn aufs Bett und packte hinein, was ihre Freundin haben wollte.

Während sie die Verschlüsse zuschnappen ließ, legte sich ein gefühlskalter Ausdruck auf ihr Gesicht. Jetzt plante sie den Mord!

Sie ließ Petulas Koffer auf dem Bett liegen, ging in die Küche, öffnete eine Lade und nahm ein langes Fleischmesser heraus. Blitzende Lichtreflexe tanzten auf der scharfen Klinge.

In der Diele stellte sie sich vor, wie sie Mike Baker morgen einlassen und in Petulas Zimmer führen würde. Dort sollte es passieren, während er nach dem Koffer griff.

Sie sah sich in Petulas Zimmer um und überlegte, wo sie das Messer verstecken sollte. Sie entschied sich für den Schrank, auf dem sich der Koffer befunden hatte.

In dem Augenblick, wo Mike sich dem Koffer zuwandte, würde sie nach dem Fleischmesser greifen und…

»Tot…«, flüsterte Joanna Snyder. »Morgen bist du tot, Mike Baker! Weil mein Meister es will!«

***

»Gute Nacht, Mike«, sagte Petula Boykin.

»Schlaf gut und träum was Schönes.«

»Gehst du noch nicht zu Bett?«

»Ich rauche noch eine Zigarette.« Petula begab sich nach oben, Mike brannte sich ein Stäbchen an und trat ans Fenster. Draußen war es stockfinster.

Er sah im Glas sein Spiegelbild, lächelte es an und sagte leise: »Du bist ein Glückspilz, Mike. Sie hat Vertrauen zu dir, wohnt bei dir – ist das nicht wunderbar?« Er blies den Zigarettenrauch gegen das Glas und hoffte, daß sich die Beziehung in den kommenden Tagen vertiefen würde. Eigentlich konnte er diesem Mann, vor dem sich Petula so fürchtete, dankbar sein, denn ohne ihn wäre das Mädchen nicht hierhergekommen.

Mike überlegte, was er gegen den Kerl unternehmen sollte. Er würde ihn auf jeden Fall hart anpacken und ihn gehörig einschüchtern.

Er nahm noch einen Zug von der Zigarette, drückte die Kippe dann in den Aschenbecher und ging nach oben. Bevor er sein Zimmer betrat, warf er noch einen Blick auf die geschlossene Gästezimmertür.

Er hoffte, daß Petula inzwischen schon schlief, löschte das Licht auf dem Flur und betrat sein Schlafzimmer. Zehn Minuten später lag er im

Bett.

Er versuchte einzuschlafen.

Da glaubte er plötzlich, auf dem Flur tappende Schritte zu vernehmen, und dann berührte eine Hand die Tür. Als sie sich öffnete, setzte sich Mike auf und wollte die Nachttischlampe einschalten.

»Kein Licht!« flüsterte Petula und trat ein.

»Petula, was…«

»Ich kann nicht schlafen, Mike, und ich möchte nicht allein sein.«

Sie kam näher. Sein Herz klopfte wie verrückt gegen die Rippen.

Petula sank auf die Bettkante nieder. Ihr Gesicht war ganz nahe, er spürte ihren Atem, und ihre Nähe machte ihn schwindelig.

»Halt mich, Mike«, verlangte sie leise. »Bitte halt mich ganz fest.«

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich. So glücklich wie jetzt war er nie zuvor.

Sie sanken beide auf das Laken, und Mikes Hände erforschten den zarten Körper des Mädchens.

In diesen Augenblicken vergaßen sie alles. Es gab nur noch sie beide, und sie schwebten im siebten Himmel. An den Mann, der sie in dieser Nacht zusammengeführt hatte, ohne es zu wollen, verschwendeten sie keinen Gedanken.

***

Mago triumphierte. Endlich war es ihm gelungen, seinen Feinden den stärksten Verbündeten zu nehmen. Lange schon wollte er Mr. Silver vernichten, doch nie hatte sich eine erfolgversprechende Gelegenheit dazu ergeben.

Der Schwarzmagier fand, daß er die Zeit, bis Tapandaro gekrönt war, nicht besser hätte nützen können, und er wollte es damit noch nicht auf sich bewenden lassen.

An Atax und dessen Angebot dachte Mago kaum noch. Die Seele des Teufels hatte zwar behauptet, sich nicht aus Schwäche dazu entschlossen zu haben, doch Mago glaubte das nicht.

Atax hatte Angst vor dem Höllenschwert, und um zu verhindern, daß Mago diese starke Waffe eines Tages gegen ihn richtete, wollte er sich in ein Bündnis retten.

Mago wollte sich jedoch keiner Dämonenvereinigung anschließen, jedenfalls nicht, wenn von ihm erwartet wurde, daß er sich unterordnete.

Wenn ihm Atax die Führung angeboten hätte, wäre er nicht abgeneigt gewesen, doch das ließ Atax' Stolz nicht zu. Er mußte immer eine Stufe höher als Mago stehen, doch diesen Platz billigte ihm der Schwarzmagier nicht zu.

Mago wußte, daß dieses Bündnis nicht lange gehalten hätte. Es wäre zwischen ihm und Atax schon bald zu Streitigkeiten gekommen, die

schließlich zum Kampf geführt hätten.

Atax würde gut daran tun, dem Schwarzmagier in Zukunft aus dem Weg zu gehen. Wenn die Seele des Teufels klug war, würde sie sich nie auf Protoc blicken lassen.

Nur so würde eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen ihnen zu vermeiden sein. Aber Mago vermutete, daß Atax das, was er ihm gesagt hatte, nicht einfach hinnehmen würde.

Irgendwann würde Atax wissen wollen, wer wirklich der stärkere Dämon war, und dann würde ihn Mago töten.

Das Höllenschwert verkörperte eine Macht, auf die er sich stützen, auf die er sich verlassen konnte. Und die Macht würde vollkommen sein, wenn er den Namen der Waffe kannte.

Der erste Schritt zur Lösung dieses Rätsels hieß für Mago Tapandaro!

***

Roxane stöhnte leise, ihr hübsches Gesicht verzerrte sich dabei.

»Hast du Schmerzen, Arma?« fragte Metal.

»Die Fesseln schneiden so tief in meine Handgelenke.«

»Ich wollte, ich könnte dir helfen«, knurrte der Silbermann.

Er rief Tapandaros Namen, und sofort war ein Paviandämon zur Stelle.

»Was willst du?« zischte der Affenkrieger.

»Arma hat Schmerzen.«

Der Paviandämon bleckte die gelben Zähne. »Ist das ein Grund, nach Tapandaro zu rufen?«

»Ich verlange, daß du ihr die Fesseln lockerst!«

»Du verlangst? Lächerlich! Du solltest dich sehen! Du bist verstrickt in dieses Netz und an die Säulen gekettet – und verlangst etwas! Ihr seid Todgeweihte. Was macht es da noch aus, ob das Mädchen Schmerzen hat?«

»Tapandaro hat vor, uns zu töten«, sagte Metal grimmig. »Müßt ihr Arma vorher auch noch quälen? Ihre Handgelenke sind geschwollen. Hilf ihr. Dagegen kann Tapandaro doch nichts haben.«

Der Paviandämon schüttelte den Schädel. »Ich rühre die Fesseln nicht an. Wenn ich sie lockere, und der Gefangenen gelingt die Flucht, trifft mich Tapandaros Zorn.«

»Tapandaro! Tapandaro!« sagte Metal verächtlich. »Wieso fürchtet ihr ihn so sehr?«

»Er ist stark und mächtig. Du wirst seine Kraft bald zu spüren kriegen«, sagte der Paviandämon. »Tapandaro kennt viele Welten und trank vom Wasser magischer Quellen.«

»Warst du schon auf einer anderen Welt?« fragte Metal nicht ohne Hintergedanken.

»Nein, ich habe Protoc noch nie verlassen.«

»Willst du ewig auf der Affenwelt bleiben? Interessiert es dich nicht, wie es anderswo aussieht?«
»Doch. Vielleicht erlaubt mir Tapandaro bald, Protoc zu verlassen.«
»Du willst auf seine Erlaubnis warten? Warum nimmst du dir nicht einfach die Freiheit…«
»Ich will mir nicht Tapandaros Zorn zuziehen.«
»Hat er jemanden um Erlaubnis gefragt, als er Protoc verließ?«
»Nein, aber als Raghoora hier herrschte, war vieles anders.«
»Stell dir vor, du verläßt Protoc ohne Tapandaros Wissen, trinkst von den Quellen der Kraft und wirst stärker als der neue Affenkaiser. Du könntest ihm den Thron streitig machen, dich über dein Volk erheben, es regieren.«
»Keiner von uns wird jemals stärker sein als Tapandaro.«
»Das kann man erst behaupten, wenn man versucht hat, ihn zu überflügeln«, träufelte Metal dem Affenkrieger weiteres Gift ein.
»Ich habe nicht den Mut dazu«, gab der Paviandämon zu.
»Angenommen, Arma und ich würden dir helfen«, sagte Metal nun schnell. »Du befreist uns, und wir nehmen dich mit. Wenn du uns rettest, wäre dir unsere Dankbarkeit gewiß. Wir würden alles tun, um zu erreichen, daß du stärker und mächtiger wirst als Tapandaro. Du würdest nach Protoc zurückkehren und Tapandaro entthronen. Als strahlender Sieger würdest du seinen Platz einnehmen. Wie ist dein Name?«
»Malsso.«
»Malsso – Herrscher von Protoc! Wie klingt das?« fragte Metal.
Gespannt musterte er durch die Maschen des Netzes den Affenkrieger. »Malsso, der unbezwingbare Affenkaiser!«
Niemals dachte Metal daran, dem Paviandämon wirklich zu helfen. Sobald sie außer Gefahr waren, würde er Malsso töten.
Doch im Moment überhäufte er den unschlüssigen Paviandämon mit Versprechungen.
»Ich führe dich in eine Dimension, die dich stärker als Raghoora und Tapandaro zusammen macht, Malsso. Der Weg dorthin ist gefährlich, aber ich werde dich beschützen. Willst du Tapandaro ewig dienen? Ist es so erstrebenswert, ein Leben lang vor ihm auf dem Bauch zu liegen? Du hast es in der Hand! Was ist dir lieber? Befehle zu erteilen oder entgegenzunehmen? Zu herrschen oder zu dienen? Nimm die Chance, die ich dir biete, wahr. Verschaffe dir die Macht, die dich über alle Paviandämonen stellt. Komm mit uns in die Dimension der unbesiegbaren Herrscher, und kehre als Triumphator in deine Heimat zurück. Warum zögerst du noch, Malsso?«
»Was du sagst, klingt sehr verlockend…«
»Befreie Arma und mich, und dein Siegeszug ist nicht mehr aufzuhalten«, drängte der Silbermann. »Denk nicht an Tapandaro,

denk an dich, an deine große Zukunft!«

Metal erkannte, daß er Malsso schon fast für seine Pläne gewonnen hatte. Er setzte sofort nach und ließ nicht mehr locker. Hartnäckig bearbeitete er den Affendämon weiter. Er malte Malsso die Zukunft in den herrlichsten, verlockendsten Farben aus, und er erreichte schließlich, was er wollte.

Der Paviankrieger zückte seinen Dolch und trat an den Silbermann heran. Als er die Klinge unter die Maschen des widerstandsfähigen Netzes schieben wollte, brüllte ein anderer Affenkrieger Malssos Namen, worauf dieser erschrocken herumfuhr.

»Töte ihn, Malsso!« preßte Metal aufgeregt hervor. »Du mußt ihn unschädlich machen! Jetzt gibt es für dich kein Zurück mehr! Wenn er Tapandaro meldet, was du tun wolltest, bist du verloren! Denk an dich, an deine Sicherheit, an deine Zukunft – und töte diesen Krieger, der all das bedroht.«

Malsso ließ sich tatsächlich aufhetzen. Mit Speer und Dolch stürmte er dem Affenkrieger entgegen.

»Verräter!« schrie dieser und stach mit seinem Speer auf Malsso ein.

Malsso wich aus und versuchte dem Widersacher seinen Speer in die behaarte Brust zu stoßen, doch dieser schlug die Spitze kraftvoll zur Seite, und die beiden Affenkörper prallten gegeneinander.

Malsso stach sofort mit dem Dolch zu, verletzte den Gegner aber nur geringfügig. Dennoch sah sich Malsso bereits als Sieger, als ihm die Verletzung des anderen auffiel.

Er drang wilder auf den Gegner ein, ließ jede Vorsicht außer acht, wollte nur so schnell wie möglich den Kampf für sich entscheiden.

Anfangs hatte es den Anschein, als würde er damit durchkommen.

Roxane und Metal verfolgten den Kampf gespannt, denn von seinem Ausgang hing ihr weiteres Schicksal ab. Metal sah, daß Malsso zuviel riskierte, und er erkannte, daß der Affendämon, der ihnen zur Flucht verhelfen sollte, Glück brauchte, um seinen Widersacher zu bezwingen, denn seine Unvorsichtigkeit konnte sehr schnell zu einer Niederlage führen.

Keuchend wirbelten die Paviandämonen auf eine der Säulen zu, krachten dagegen, und Malssos Gegner verlor seinen Speer. Malsso stach auf den anderen ein, aber dieser brachte sich mit einem schnellen Ruck zur Seite vor dem Dolch in Sicherheit.

Die Klinge hieb gegen die Säule und brach. Malsso schleuderte den Dolchgriff wütend fort, übersah den Dolch seines Widersachers und stieß im nächsten Moment einen jaulenden Schrei aus.

Entsetzt sprang er zurück. Hechelnd preßte er die Pranken an die blutende Seite, die rote Zunge hing ihm weit aus dem Maul, und in seinen kleinen Affenaugen loderte Panik.

Der Kampf war für ihn zu Ende; jetzt dachte er nur noch an Flucht.

Er ließ den Speer fallen, wandte sich um und rannte los.

Metal hatte befürchtet, daß es so kommen würde. Mit Malssos Hilfe konnten sie nicht mehr rechnen, denn ihn würde es in wenigen Augenblicken nicht mehr geben.

»Feigling!« knurrte der Silberdämon verächtlich. »Schwächling!«

Malsso humpelte gekrümmt durch den Tempelsaal. Schwarze Tropfen glänzten auf dem Boden – Dämonenblut!

Malssos Gegner verfolgte ihn nicht. Dennoch hatte er nicht die Absicht, ihn entkommen zu lassen. Er bückte sich und hob seinen Speer auf.

Roxane biß sich auf die Lippe. Auch für sie stand fest, daß Malssos Schicksal – und damit auch ihres – bereits besiegelt war.

Der Paviankrieger, der Malsso ertappt hatte, hielt den Tod für seinen Artgenossen in der Hand. Jetzt holte er aus, und dann schleuderte er den Speer.

Roxane verfolgte den Flug der langen, schlanken Waffe mit angehaltenem Atem. Kurz bevor der Speer den Fliehenden einholte, schloß die Hexe aus dem Jenseits die Augen.

Der Getroffene stieß einen markerschütternden Schrei aus und brach zusammen.

Malsso war tot, und Roxane und Metal blieben Gefangene.

***

Ich wollte schlafen, um morgen ausgeruht zu sein, doch mir geisterte ständig durch den Kopf, was auf mich zukommen würde. Noch war Kaddo für mich nicht mehr als ein Name. Ich wußte nicht, wie gefährlich er war und was mich auf seinem Cornwall-Schloß erwartete. Diese Ungewißheit ließ mich nicht zur Ruhe kommen.

Aber da waren auch die Sorge um Lance Selby, dessen Lage immer kritischer wurde, und die Angst um Roxane, die wir an Metal zu verlieren drohten.

Es hatte für uns alle wirklich schon unbeschwertere Zeiten gegeben. Ich hoffte, daß Mr. Silver mit nach Cornwall kommen würde.

Ich hatte ihn gern bei mir, fühlte mich sicherer, wenn er an meiner Seite stand.

Gespannt durfte ich auch sein, wie sich der Nessel-Vampir bewähren würde. Sollte sich Boram als nützlich erweisen, würde ich ihn in Zukunft öfter einsetzen.

Ich drehte mich auf die rechte Seite und dachte an Vicky, die die Nacht in Coventry verbrachte. Sie würde nach Cornwall mitkommen wollen, und sie würde ihren Willen höchstwahrscheinlich durchsetzen.

Allmählich ebbte das Brennen des Nesselausschlags in meinem Gesicht ab. Mich schauderte unwillkürlich bei dem Gedanken, daß Boram seine Attacken auch hätte fortsetzen können.

Stille herrschte im Haus. Es hatte den Anschein, als wäre ich allein.

Boram und Mr. Silver, die sich unter demselben Dach befanden, waren so rücksichtsvoll, die Nachtruhe nicht zu stören.

Morgen, sagte ich mir, ist ein wichtiger, ein entscheidender Tag.

Mit diesem Gedanken schlief ich ein, und der Schlaf gab mir Kraft; eine Kraft, die ich morgen brauchen würde…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 22 »Der Sarg der tausend Tode«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 41 »Der Tod schleicht durch London«, Tony Ballard Nr. 42 »In den Klauen der Knochenmänner«

[3]Siehe Tony Ballard Nr. 37 »Die Kamikaze-Monster«, Tony Ballard Nr. 38 »Das zweite Leben des Mortimer K.«